

Einführung in den Wissenschaftlichen Sozialismus

Von
Julian Borchardt

Verlag der Lichtstrahlen Julian Borchardt

Berlin-Lichterfelde, Hedwigstr. 1

1919

Redaktionelle Anmerkungen

Die Seitenzahlen in eckigen Klammern beziehen sich auf den vorherigen Text der Originalausgabe.

Hinzufügungen und aktualisierte Literaturverweise des Herausgebers der hier vorliegenden Ausgabe sind in eckige Klammern gesetzt.

Gesperrt gedruckte Passagen im Original werden in Kursivschrift wiedergegeben.

Die Regeln der aktuellen deutschen Rechtschreibung werden in der Regel beachtet, zeittypische sprachliche Besonderheiten – auch die falsche Verwendung von Superlativen – hingegen in den Transkriptionen beibehalten. Andere offensichtliche Fehler sind korrigiert.

Vorlagen dieser Transkription: Privatarchiv von Thomas Königshofen.

Impressum

Transkription © 2023 Copyright by Thomas Königshofen
Umschlag: © 2023 Copyright by Thomas Königshofen

Inhalt

Einführung in den Wissenschaftlichen Sozialismus	1
Vorbemerkung.....	5
1. Warum gibt es Sozialdemokraten?	6
2. Vom guten und bösen Willen.....	20
3. Das Wesen der kapitalistischen Produktion.....	24
4. Utopischer Sozialismus und wissenschaftlicher Sozialismus.....	31
5. Wirtschaftsgeschichte I.....	35
6. Die Vergesellschaftung der Arbeit.....	42
7. Wirtschaftsgeschichte II.....	51
8. Begriff der Entwicklung – Der Klassenkampf.....	54
9. Der Zukunftsstaat I.....	61
10. Der „Zukunftsstaat“ II.....	68

Vorbemerkung.

Seit der deutschen Revolution vom November 1918 wird zwischen den Begriffen „Sozialismus“ und „Kommunismus“ ein sorgsamer Unterschied gemacht. Das ist auch berechtigt. Denn durch ihr Verhalten während des Weltkrieges und der Revolution hat die deutsche Sozialdemokratie den Namen des Sozialismus mit unauslöschlicher Schmach bedeckt. Es mussten deshalb alle, denen der Sozialismus mehr war, als ein Aushängeschild, um die Massen anzulocken und dann als Sprungbrett zu benutzen – alle, die es mit den alten Bestrebungen und Idealen der Sozialdemokraten ernst meinten, mussten auf den Namen „Sozialisten“ verzichten und kehrten zu dem alten ehrenvollen Namen „Kommunisten“ zurück. Die Sache, die sie verfechten, ist genau dieselbe, die schon *Marx* und *Engels* im Jahre 1847 „Kommunismus“ nannten¹ und die dann später einige Jahrzehnte lang vorwiegend „Sozialismus“ genannt wurde. In Wirklichkeit ist die Bedeutung der beiden Worte ganz die gleiche. Nur weil die deutschen Sozialdemokraten der Sache untreu geworden sind und doch den Namen beibehalten haben, tun sie jetzt so, als ob die anderen, eben die heutigen Kommunisten, eine neue Lehre ersonnen hätten, die vom Sozialismus abweicht.

Das ist nicht der Fall und in einem wissenschaftlichen Buche liegt kein Anlass vor, solcher Misshandlung der Sprache zu Gunsten einer politischen Partei irgendwie nachzugeben. Auf den nachfolgenden Blättern dient deshalb der Ausdruck „Sozialismus“ keineswegs zur Bezeichnung dessen, was die deutschen Regierungs- und November-Sozialisten jetzt so zu bezeichnen belieben; vielmehr ist das Wort in seinem eigentlichen, richtigen Sinne, also *vollkommen gleichbedeutend* mit „Kommunismus“ gebraucht.

Im Übrigen mag noch erwähnt werden, dass das vorliegende Buch nichts anderes enthält als die Vorträge und Gedankengänge, die der Verfasser etwa 15 Jahre lang vor dem Weltkriege im [3] *Auftrage des damaligen Parteivorstandes* der deutschen Sozialdemokratie als Inbegriff der sozialistischen Lehre und des Erfurter Programms in den Bildungsanstalten der Partei vorgetragen hat. Also gewissermaßen die „amtlich abgestempelte“ sozialdemokratische Wissenschaft, wie sie damals galt. Insofern kann es als Maßstab dafür dienen, wie weit die heutige Sozialdemokratie sich von dem, was sie vor dem Weltkrieg lehrte, entfernt hat.

Berlin-Lichterfelde, 15. Juli 1919.

Julian Borchardt.

[4]

¹ Siehe Kommunistisches Manifest, Ausgabe von 1906 (Berlin, Vorwärts-Verlag), S. 22.

1. Warum gibt es Sozialdemokraten?

Unmittelbar nach der November-Revolution 1918 gab es in Deutschland gar viele „Sozialdemokraten“. Auf allen Gebäuden wehte die rote Fahne, die Hoflieferanten hatten es eilig, ihre Wappenschilder zu entfernen und durch republikanische Sinnbilder zu ersetzen, und zahllos waren die Menschen, die es für unbedingt notwendig erachteten, ihre etwas plötzlich erworbene neue sozialistische Gesinnung außen auf ihren Kleidern durch rote Abzeichen zur Schau zu tragen. Lange hat das ja nicht gedauert, und es war fast komisch anzusehen, wie nach und nach auf den Kasernen, den Museen und Ministerien das rote Banner der Revolution zuerst die schwarz-weiß-rote Fahne wieder neben sich dulden musste, um schließlich zu deren Gunsten ganz zu verschwinden. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass durch die Revolution die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands eine merkbare Wendung in der Richtung auf den Sozialismus hingenommen haben, wie ja auch seitdem der amtliche Titel unseres Staatswesens lautet: „Deutsche sozialistische Republik“. Die Frage, was die Sozialdemokraten wollen, hat deshalb heute eine unmittelbar praktische Wichtigkeit gewonnen. Wenn Deutschland ein sozialistisches Gemeinwesen werden soll, dann ist es Pflicht eines jeden, sich darüber zu unterrichten, wohin das führen muss.

Vor dem Kriege waren die Sozialdemokraten bei denen, die sich zu den staaterhaltenden Kreisen rechneten, nicht gerade sehr beliebt. Im Grunde konnte man es dort überhaupt nicht fassen, wie es Sozialdemokraten geben könne, und man erklärte sich das nur durch die Annahme, dass die leichtgläubige große Masse der Arbeiter der gewissenlosen Verhetzung von Leuten zum Opfer gefallen sei, welche allerhand dunkle, unlautere Zwecke verfolgten. Wie man sich in jenen Kreisen die Entstehung der Sozialdemokratie vorstellte, zeigt folgende Stelle aus einem Schulbuch², worin alles zusammengetragen ist, was die Gegner der Sozialdemokratie Jahrzehnte lang über diese gesagt haben. Die Stelle lautet: [5]

„Mit der Zunahme des Verdienstes ist auch die Lebensweise, Wohnung und Kleidung (des Arbeiterstandes) besser geworden. Trotzdem kommen die meisten Arbeiter nicht zu Wohlstand, weil es ihnen an Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit fehlt. Die Genusssucht ist ins Grenzenlose gestiegen; allein für Wein, Bier und Branntwein wird jährlich in Deutschland mehr ausgegeben, als die Gesamtsumme aller Steuern beträgt. Bei dem Jagen nach Genuss und Vergnügen wurde es gewissenlosen Leuten leicht, die Arbeiter zur Unzufriedenheit und Begehrlichkeit aufzuhetzen, und es bildete sich vor einigen Jahrzehnten eine gottlose, kaiserlose und vaterlandslose Partei, Sozialdemokratie genannt. Dieselbe will die christliche Religion und das Königtum beseitigen, alle Standesunterschiede aufheben und das jährliche Gesamteinkommen gleichmäßig verteilen. Bei Verfolgung dieser unerreichbaren Ziele würden die Sozialdemokraten selbst kein Blutvergießen scheuen.“

Man kann nicht sagen, dass diese Sätze von einer großen Achtung vor dem Arbeiterstande zeugen. Werden doch hier die Arbeiter insgesamt als eine Horde von Verschwendern und Trunkenbolden hingestellt, die sich noch obendrein, wie die Kinder von dem ersten besten gewissenlosen Hetzer verführen lassen. Insofern ist es recht bezeichnend, dass in solcher Weise die Kinder der Volksschule, das heißt die Kinder der Arbeiter gegen ihre eigenen Eltern aufgehetzt wurden. In der Religionsstunde lehrte man sie: „Du sollst Vater und Mutter ehren“, und in der Geschichtsstunde untergrub man planmäßig ihre Achtung vor

² Geschichtsbilder für evangelische Volksschulen, von Wischmeyer und Stork, Lehrern in Dortmund. Gütersloh, Bertelsmann, 1897. S. 100–101.

1. Warum gibt es Sozialdemokraten?

den Eltern. Die Schule wurde eben, wie alle Einrichtungen des Klassenstaates, als Waffe der Bourgeoisie gegen das Proletariat benutzt.

Hiervon abgesehen, findet sich in den Sätzen jenes Schulbuchs aber doch das angegeben, was die Bourgeoisie als die eigentliche Ursache des Entstehens der Sozialdemokratie angesehen hat, nämlich die *Unzufriedenheit und Begehrlichkeit* der Arbeiter. Und das ist ja in der Tat auch richtig. Wären die Arbeiter zufrieden, würden sie nichts begehren, so würde es keine Sozialdemokratie geben.

Wollen wir das Wesen der Sozialdemokratie und ihrer Bestrebungen erkennen, so werden wir also damit beginnen, die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit der Arbeiter näher zu betrachten. *Womit* sind die Arbeiter unzufrieden? Was begehren sie?

Die unmittelbare Antwort auf diese Frage weiß jeder. Unzufrieden sind die Arbeiter mit ihrer ganzen Lage und sie begehren deren Änderung und Besserung.

Doch ist diese Antwort zu unbestimmt. Wir müssen die Gesamtlage der Arbeiter etwas näher ins Auge fassen. [6]

Natürlich kann es sich dabei nicht darum handeln, eine vollständige Schilderung von der Lage der arbeitenden Klasse zu geben.³ Die ist den Lesern dieser Schrift hinreichend bekannt. Es genügt, ihnen durch ein paar Stichproben das, was sie darüber wissen, vor's geistige Auge zu rufen. Selbstverständlich halten wir uns an die Zustände vor dem Weltkrieg, denn die durch den Krieg verursachten Verschlechterungen der Lebenshaltung kommen für die Entstehung der Sozialdemokratie, die ja viel früher erfolgte, nicht in Betracht.

Im Jahre 1913 gab es in Preußen⁴ (bei etwas über 40 Millionen Gesamtbevölkerung) fast genau 16 Millionen Personen, welche über ein Einkommen verfügten. Nach der Höhe ihres Einkommens gliederten sie sich in folgende Stufen:

Personen Jahreseinkommen

Bis 900 Mk.	hatten rund	8 100 000	=	ca.	50½% der	Gesamtzahl	
900 - 1200 Mk.	hatten rund	3 200 000	=	ca.	20% der	Gesamtzahl	
1200 - 1800 Mk.	hatten <u>rund</u>	<u>3 300 000</u>	=	<u>ca.</u>	<u>20²/₃%</u> der	Gesamtzahl	
		14 600 000			91 ¹ / ₆ %		
1800 - 3000 Mk.	hatten rund	580 000	=	ca.	3 ² / ₃ % der	Gesamtzahl	
3000 - 6500 Mk.	hatten rund	600 000	=	ca.	3 ² / ₃ % der	Gesamtzahl	
6500 - 9500 Mk.	hatten rund	94 000	=	ca.	2/ ₃ % der	Gesamtzahl	
9500 - 30 500 Mk.	hatten rund	104 000	=	ca.	2/ ₃ % der	Gesamtzahl	
30 500 - 100 000 Mk.	hatten rund	22 000	}	=	ca.	1/ ₆ % der	Gesamtzahl
über 100 500 Mk.	hatten rund	5 000					

Man kann ruhig zugeben, dass diese Zahlen nicht ganz richtig sind, weil die meisten Menschen bei der Steuererklärung ihre nahmen zu niedrig angeben.⁵ Ein Wenn man selbst

³ Solche Schilderungen gibt es bereits, angefangen von *Engels* Lage der arbeitenden Klassen in England (1846) bis zu *Werner Sombart*, Das Proletariat (1906).

⁴ Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat 1913, S. 287 ff.

⁵ Dabei ist übrigens eine Einschränkung zu machen. In Preußen bestand 1913 schon seit einer Reihe von Jahren die Vorschrift, dass die Unternehmer verpflichtet sind, der Steuerbehörde die Löhne der bei ihnen beschäftigten

1. Warum gibt es Sozialdemokraten?

annimmt, dass in [7] Wahrheit 1-2 % der Bevölkerung höheren Einkommensstufen angehören, als die Tabelle zeigt, so ist das Bild, das übrig bleibt, dennoch erschreckend genug.

Fast die runde Hälfte aller in Preußen wohnenden Menschen mussten hiernach von weniger als 900 M. jährlich leben. Das heißt, nicht die einzelnen Menschen hatten so viel, sondern ganze Familien. 900 Mark jährlich bedeutet knapp 17,50 Mark pro Woche. Was konnte man für diesen Betrag im Jahre 1913 kaufen! Der erste Blick auf diese Zahlen zeigt, dass die Hälfte der Bevölkerung nackten Mangel litt. Denn man darf ja nicht vergessen, dass jene Leute nicht etwa 17,50 Mark pro Woche hatten, sondern die Steuerstatistik fasst in jener Gruppe alle zusammen, deren Einkommen *weniger* als 900 Mark betrug. Dabei befanden sich Einkünfte bis zu 300 Mark herunter.

An diese Gruppe der buchstäblichen Hungerleider schließt sich ein weiteres Fünftel der Bevölkerung, dem es kaum besser ging. Volle 20 % betrug die Zahl der Personen mit 900-1200 Mark Einkommen. Nehmen wir auch hier den obersten Satz von 1200 Mark als maßgebend für die ganze Gruppe an, (was bereits den wahren Sachverhalt zu günstig darstellt) so kommen wir auf eine wöchentliche Einnahme von 23 Mark.

Das sind zusammen rund 70 % der Bevölkerung. Unter je 100 waren also im Jahre 1913 immer 70, deren Einkünfte unter 23 Mark pro Woche blieben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Frage, was man im Jahre 1913 für solche Summen kaufen, wie man damit leben konnte.

Seit dem Jahre 1911 hat *Richard Calwer* eine Statistik angelegt, die hierüber Aufschluss gibt. Er sammelt regelmäßig von Woche zu Woche die Preise der Lebensmittel aus ungefähr 200 deutschen Orten. Sodann legt er zu Grunde, was ein deutscher Marinesoldat vor dem Kriege täglich zu essen bekam, und nimmt an, dass das Dreifache dieser Portion das mindeste sei, was eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern täglich an Nahrung braucht, um nur eben gerade satt zu werden. Das ist zweifellos sehr niedrig gerechnet, denn dabei ist vorausgesetzt, dass jedes Kind nur halb so viel verzehrt, wie ein Erwachsener, und das trifft ja nicht zu. Ein Kind von 12 bis 14 Jahren isst zweifellos mehr als die Hälfte einer solchen Portion, und Familien mit mehr als 2 Kindern brauchen von vornherein größere Mengen Nahrungsmittel, wenn alle satt werden sollen. Calwer rechnet also mit einer sehr mäßigen Mindestportion. Diese aber kostete im Januar 1913 jede Woche 26,01 Mark. Die Preise gingen dann im Verlauf des Jahres ein wenig zurück und waren im Dezember 1913 auf 25,46 Mark pro Woche gesunken. Im Durchschnitt des ganzen Jahres betrug sie 25,69 Mark.

Das bedeutet: im Verlauf der 52 Wochen des Jahres 1913 hätte eine so kleine Familie von nur 4 Köpfen, nur um eben gerade satt zu werden, die Summe von 1336 Mark allein für Essen und Trinken ausgeben müssen. Wir haben aber soeben gesehen, dass 70 % der Bevölkerung Preußens - das sind annähernd drei Viertel aller Einwohner - noch nicht einmal 1200 Mark Einkommen hatten, wovon sie außer Essen und Trinken auch noch allen übrigen Lebensbedarf, wie Kleidung, Wohnung, Heizung, Reinigung, Beleuchtung usw. bezahlen mussten. Rechnet man alle diese Dinge hinzu, die doch ebenfalls unentbehrlich sind, und veranschlagt man für sie nur halb so viel Kosten wie für Nahrung, so ergibt sich, dass zur nackten Existenz im Jahre 1913 ein Einkommen von 1800 Mark erforderlich war. In Preußen hatten über neun Zehntel der Bevölkerung - nämlich 91½ % - ein solches Einkommen nicht.

Arbeiter wahrheitsgemäß mitzuteilen. Da diese keine Veranlassung haben, zu Gunsten der Arbeiter sich schweren Strafen auszusetzen, so ist anzunehmen, dass gerade die *kleinen* Einkommen, etwa bis 3000 Mark, in der Steuerstatistik richtig angegeben sind.

Und in den anderen deutschen Bundesstaaten lagen die Verhältnisse ebenso wie in Preußen, was sich aus den Büchern der amtlichen Statistik Sachsens, Bayerns usw. leicht feststellen lässt.

Wir kommen also zu dem betrüblichen Resultat, dass der weitaus größte Teil des deutschen Volkes, mehr als 210, nicht so viel hatte, wie er zur nackten Existenz brauchte.

Oder haben wir zu schwarzgemalt? Haben wir sozialistischer „Verhetzung“ nachgebend – übertrieben? – Leider gibt es Dokumente in Massen, die beweisen, dass die Dinge wirklich so liegen.

Am 29. Oktober 1910 veröffentlichte das Berliner Tageblatt eine Zuschrift des Stadtverordneten Karl Goldschmidt. Das Berliner Tageblatt ist eine liberale Zeitung und Herr Goldschmidt war Vorsitzender des Verbandes Hirsch-Dunckerscher Gewerksvereine, die gerade den Zweck verfolgten, die Arbeiter in nicht sozialistischen Vereinen zu sammeln, um sie dem sozialdemokratischen Einfluss zu entziehen. Der Hirsch-Dunckersche Ortsverein der städtischen Straßenreiniger zu Berlin hatte damals bei den städtischen Behörden um Lohnerhöhung gebeten und zur Begründung eine Anzahl Haushaltrechnungen eingereicht. [9] Aus diesen Rechnungen machte Herr Goldschmidt die folgenden Mitteilungen.

„Das erste Budget betrifft eine *kinderlose* Familie. Der Mann verdient 4,15 *Mark pro Tag*, und da der Lohn für sieben Tage in der Woche bezahlt wird, beträgt sein *Jahreseinkommen* 1514,75 *Mark*. Die Wochenausgaben betragen für Fleisch 4,30 *Mark*, Brot und Backware 3,10 *Mark*, Kaffee 0,95 *Mark*, Zucker 0,56 *Mark*, Butter 1,50 *Mark*, Milch 0,93 *Mark*, Gemüse 0,90 *Mark*, Aufschnitt 2,70 *Mark*, Schmalz 1,05 *Mark*, Kartoffeln 0,60 *Mark*, Waschutensilien 0,75 *Mark*, Feuerung 1 *Mark*, Petroleum 0,30 *Mark*, Rasieren 0,10 *Mark*, Zündwaren 0,06 *Mark*, Lebensversicherung der Frau 0,30 *Mark*. Die jährlichen Ausgaben betragen für Miete 300 *Mark*, Stiefelunterhaltung 70 *Mark*, Kleidung und Wäsche 75 *Mark*, Feuerversicherung und Sterbekasse 5 *Mark*, Kranken- und Invalidenversicherung 36,40 *Mark*. Obgleich hier weder für eine Zeitung noch für Vergnügungen, Tabak und Bier, Vereinsbeiträge usw. auch nur ein Pfennig im Budget verzeichnet ist, beträgt die *Gesamtausgabe* doch schon 1479,60 *Mark*, so dass von der Einnahme nur 35,15 *Mark* verbleiben. Dieser Überschuss reicht zur Deckung der nicht aufgeführten Ausgaben wohl kaum aus. Die Ausgaben für die *allernotwendigsten Lebensbedürfnisse* sind dabei durchweg bescheiden gehalten. Wenn irgendwelche anderen Anschaffungen gemacht werden sollen, so fehlt dafür das Geld, wenn es nicht durch eine gewerbliche Tätigkeit der Frau verdient werden kann.“

„Schwieriger gestaltet sich das Auskommen für eine Familie mit Kindern. Die Familie, deren Budget wir nun besprechen möchten, hat *zwei Kinder im Alter von 7 und 10 Jahren*. Der Mann verdient 4,65 *Mark pro Tag*, mithin für 365 Tage im Jahr 1697,25 *Mark*. Die wöchentlichen Ausgaben betragen für Backware und Brot (4 Brote à 50 Pfennig) 4,80 *Mark*, Milch (täglich 1 Liter) 0,22 *Mark*) 1,54 *Mark*, Fleisch (½ Pfund) 2,80 *Mark*, Aufschnitt 2,10 *Mark*, Gemüse und Hülsenfrüchte 1,40 *Mark*, Kartoffeln 0,80 *Mark*, Kaffee 0,60 *Mark*, Zucker 0,25 *Mark*, Schmalz und Butter 2,20 *Mark*, Mehl und Gewürz 0,42 *Mark*, Petroleum 0,30 *Mark*, Feuerung 1,00 *Mark*, Streichhölzer 0,06 *Mark*, Seife 0,10 *Mark*, alle vier Wochen große Wäsche jährlich 18 *Mark*, Rasieren, Haarschneiden, Tabak und so weiter wöchentlich 1,30 *Mark*, Taschengeld für den Mann wöchentlich 2,10 *Mark*, Kranken- und Invalidenversicherung wöchentlich 0,77 *Mark*, Lebensversicherung 1 *Mark*. An Jahresausgaben sind verzeichnet für Miete 264 *Mark*, Sterbekasse und Feuerversicherung 5,40 *Mark*, Steuern 32,80 *Mark*, Stiefel für Mann, Frau und zwei Kinder nebst Unterhalt des Schuhzeugs einschließlich Wichse und Lederfett 112,20 *Mark*, Wirtschaftsartikel usw. und Schulbücher 200 *Mark*, Vereinsbeitrag 4,80 *Mark*, so dass die *Gesamtausgabe* 1861,28 *Mark*

beträgt und ein *Defizit von 163,93 Mark* verbleibt, das auch durch Mitarbeit der Frau, soweit dies in einem Haushalt mit [10] Kindern möglich ist, gedeckt werden muss. Ein Nachsatz zu diesem Budget sagt, dass vollständige Gesundheit der Familienmitglieder Bedingung sei. *Krankheiten dürften nicht vorkommen.*“ Der Familienvater möchte mit seinen Kindern und der Frau sonntags auch einmal im Freien zubringen, auch einmal in ein Konzert oder in ein Theater gehen, etwas Geld für Obst ausgeben können usw. Ausgaben dieser Art müssen dann bei der Ernährung erspart werden.

„Wir möchten nun noch das Budget einer *Familie mit elf Kindern* angeben. Der Mann verdient 4,40 Mark täglich und hat daher eine *Jahreseinnahme von 1606 Mark*. Die wöchentlichen Ausgaben betragen für Fleisch 9,40 Mark, für Brot und Backwaren 7,00 Mark, so dass diese beiden Posten allein schon für das Jahr 852,80 Mark ergeben. Die Miete beträgt 330 Mark. *Die Jahresausgaben erfordern im Ganzen 2588,46 Mark*, so dass hier ein *Defizit von 982,46 Mark* verbleibt. Es fehlen die Angaben darüber, ob noch alle elf Kinder durch die Eltern zu versorgen sind, was wohl nicht anzunehmen ist, beziehungsweise wie viel von ihnen bereits zu den Kosten des Haushalts beitragen können. Die Frau dürfte jedenfalls nicht in der Lage sein, noch mitzuerwerben. Das Defizit durch Einschränkungen in den Ausgaben auszugleichen, ist natürlich ebenso unmöglich. Der Mann ist selbstverständlich genötigt, ganz solide zu sein, denn sein Taschengeld beträgt nur 10 Pfennig pro Tag ...“

„Die Löhne erscheinen auf den ersten Blick gar nicht einmal niedrig, der Haushaltsetat belehrt uns aber darüber, wie knapp alles gehalten werden muss, um nur die dringendsten Ausgaben bestreiten zu können.“

„Mildernd wirkt der Umstand, dass für das Alter keine Rücklagen gemacht zu werden brauchen, da die städtischen Arbeiter, genau nach den Bestimmungen der Beamtenpension, ein Ruhegeld und die Relikten für Witwen und Waisen erhalten.“

Karl Goldschmidt, Stadtverordneter, Vorsitzender des Verbandes der Deutschen Gewerksvereine.“

Wenden wir uns nun den Zahlen unserer Tabelle über die höheren Einkommen zu. Da sind zunächst weitere $3\frac{2}{3}$ (sagen wir, unter Anrechnung des überschießenden $\frac{1}{6}$, 4 %) mit Einkünften zwischen 1800 und 3000 Mark. Diese hatten bei den Preisen von 1913 eben gerade satt zu essen, konnten sich kleiden, ihre Stuben heizen usw., kurz sie hatten eben gerade das Notwendige, aber auch weiter nichts! Von Lebensgenuss, von irgendwelchen Ausgaben für besondere Annehmlichkeiten und Freuden des Lebens konnte auch bei ihnen keine Rede sein. Und so ergibt sich, dass insgesamt volle 95 % der Bevölkerung ein durchaus proletarisches Dasein zu führen gezwungen waren. [11]

Aber selbst von den übrigbleibenden 5 % gehörte der weitaus größte Teil zu einer Klasse, die sich nur eben gerade über den Rand des proletarischen Daseins ein wenig erhob. Das sind die $3\frac{2}{3}$ % mit Einkünften von 3000 bis 6500 Mark. Darunter befanden sich Angestellte und Beamte in mittlerem und höherem Alter, zum Teil schon in leitender Stellung, kaufmännische Agenten und dergleichen. Alle diese hatten, was sie im Augenblick zu des Lebens Notdurft brauchten; aber ein einziger Unglücksfall, längere Krankheit, Stellenlosigkeit usw. konnte ihre ganze Existenz zerbrechen und sie in das große Heer derer schleudern, die von einem Tag zum andern nicht wissen, woher sie ihr Brot nehmen sollen.

Erst von da an, also mit mehr als 6500 Mark jährlich, begann diejenige Stufe, auf der die Menschen nicht bei jedem Bissen Brot ängstlich fragen müssen, ob sie ihn sich gönnen dürfen und ob sie ihn auch morgen noch haben werden. Das waren aber, wie man sieht, nur $1\frac{1}{2}$ % der Bevölkerung, nur drei unter je 200! Und die Zahl der wirklich Reichen – das sind

die Leute mit mehr als 30 500 Mark Jahreseinkommen – betrug nicht mehr als $\frac{1}{6}$ %, d.h. auf 600 immer erst einer!

Bis jetzt haben wir uns vornehmlich mit Zahlen abgegeben. Zahlen sind aber nicht jedermanns Sache. Nicht jeder versteht, aus Zahlen ein anschauliches Bild herauszulesen. Wir wollen deshalb noch ein anderes Mittel zu Hilfe nehmen. Es gibt wahrheitsgetreue Schilderungen des Arbeiterlebens; an diese wollen wir uns halten. Und zwar wollen wir dabei keinen „Hetzer“, keinen Sozialdemokraten als Zeugen anrufen, sondern nur solche Leute, über deren „staatserhaltende“ Gesinnung kein Zweifel ist.

Der vor wenigen Jahren verstorbene Berliner Universitätsprofessor Paulsen hat ein philosophisches Werk herausgegeben, in dem er auf die Lebensverhältnisse der Wohlhabenden wie auch der Armen zu sprechen kommt.⁶ Natürlich können wir von dem, was er sagt, hier nur ganz wenig anführen. Man liest da zunächst über die Wohlhabenden:

(S. 370.) „... An der breiten, hellen, mit Läufern belegten Treppe (des modernen Wohnhauses der Reichen) erblickt man [12] oft eine bemerkenswerte Inschrift: „Nur für Herrschaften“. Sie zeigt an, dass in dem Hause zwei Klassen von Menschen wohnen, Herren und Dienstbare; zu letzteren führt der Zugang über den Hof und die Hintertreppe, eine Einrichtung, welche dem bürgerlichen Haus des 18. Jahrhunderts noch unbekannt war. Wie das Haus, so die Wohnungen: in den Zimmern, wenigstens den Vorderzimmern, findet man statt der älteren Papierbekleidung zierliches Holzgetäfel und Ledertapeten, statt der frostigen weißen Kachelöfen Kamine und Majolikaöfen. Geschnitzte und gepolsterte Möbel, Gemälde und Musikinstrumente, Porzellan und Silbergerät gehören nicht minder zu der Ausstattung einer „bürgerlichen“ Wohnung. Wie einfach sieht ein Stück, mit dem vor 50 Jahren die Großmutter Staat machte, neben der neuesten Ausstattung der Enkelin aus, die im Übrigen auf derselben gesellschaftlichen Stufe steht. Man vergesse auch nicht die Hochzeitsgeschenke zu besehen, welche von Freunden und Freundinnen dem jungen Paar gebracht werden: die gemalten, geschnitzten, gespritzten, gebrannten, gestickten, gewirkten Tischchen, Deckchen, Kästchen, Rähmchen, Bilder, Schirme, Teppiche und andere Niedlichkeiten, zu allem tauglich, nur nicht zu einem wirklichen Gebrauch ...“.

„ ... Der Einrichtung entspricht die Lebensweise. Man gibt Gesellschaften, Bälle, Dinners, man hat eine Dienerschaft, wenigstens leihweise, man macht alljährlich im Sommer seine Badereise, sie gehört zu den gesellschaftlichen Anstandspflichten der „bürgerlichen“ Familie...“

„An den Rändern aller deutschen Gebirge und Meere sind plötzlich in kleineren und größeren Gruppen städtische Häuser entstanden; es sind Sommerhäuser, welche Berliner, Hamburger, Leipziger, Münchener Familien sich erbaut haben oder zur Miete bewohnen. Vor 30 Jahren war hier noch Wald und Wüste.“

(Seite 372.) „.... Fassen wir nun die Sache von der anderen Seite ins Auge. Der gesellschaftlichen Gruppe der Kapitalisten steht eine andere ... Gruppe gegenüber: die der besitzlosen, großindustriellen und großstädtischen Arbeiter...“

(S. 377.) „Der moderne Arbeiter, mag er in guten Tagen ganz behäbig leben, gehört zu den Besitzlosen und Abhängigen. Mit seiner ganzen Existenz hängt er von dem Willen eines Herrn ab, ein Wort, ein Wink kann ihn jeden Tag arbeits- und brotlos machen ... Freilich,

⁶ Friedrich Paulsen, „System der Ethik“. Berlin 1903, Cotta, 6. Auflage. Band II, Seite 351 bis etwa 520.

Kapital hat er nicht zu verlieren, dafür ist er dem plötzlichen Umsturz seiner ganzen Existenz jeden Tag ausgesetzt ...“

(S. 378.) „Dem industriellen Arbeiter liegt seine ganze wirtschaftliche Laufbahn von Anfang an klar vor Augen; er erreicht vielleicht schon mit 20 oder 25 Jahren seinen höchsten Lohn und wird nun, *wenn es gut geht*, bis zum beginnenden Alter immer dieselbe Arbeit tun und denselben Lohn haben; seine Gesamtlage zu verbessern, ist so gut wie keine Aussicht ...“

„Man hat wohl darauf hingewiesen, dass die Begründer der bestehenden großen Unternehmungen zum Teil mit ganz geringen Mitteln ihre Laufbahn begonnen und damit den Beweis geführt hätten, dass Tüchtigkeit und Betriebsamkeit die großen Vermögen begründeten. Man kann dem einzelnen nur wünschen, dass er sich dadurch ermutigen lasse, jene Eigenschaften sich zu erwerben; aber eine nennenswerte Wahrscheinlichkeit, dass der Erfolg derselbe sein werde, wird auch der größte Optimist (Hoffnungsfreudige) ihm kaum in Aussicht zu stellen wagen. Jene Fälle des Emporkommens sind ausgewählt unter unzähligen Tausenden; die Glücklichen werden gesehen, die ungezählten Mitbewerber, die an persönlichen Eigenschaften hinter jenen nicht zurückstanden, die aber weniger günstige Umstände antrafen ... bleiben in ihrer Dunkelheit unbeachtet. Außerdem ist es wohl zweifellos, dass die Begründung neuer Unternehmungen das, was der Arbeiter eben nicht hat, nämlich Kapital, in dem Maße mehr voraussetzt, als die Großindustrie sich inzwischen ausgebildet und befestigt hat ... In der jungen Schonung kann noch jedes Bäumchen hoffen, sich zum Baumriesen zu entwickeln, im Hochwald ist die Aussicht für den jungen Nachwuchs gleich Null. Man ruft das Wort Benjamin Franklins den Arbeitern zu: „Wer da sagt, dass ein Mensch anders zu Wohlstand gelangen könne, als durch Fleiß und Sparsamkeit, dem glaubt nicht, der ist ein Giftmischer.“ Ganz recht und gut; obwohl es allerdings Ausnahmen gibt, und diese Ausnahmen zahlreich und sichtbar sind: Grundstückspekulation, Börsenjobberei, Lotteriespiel, Mitgift- und Erbschleicherei, von der legitimen (rechtmäßigen) Erbschaft nicht zu reden. Alles das sind ja auch Mittel, zu Reichtum zu gelangen. Aber hinzuzufügen wäre noch ein anderes: wenn euch jemand sagt, dass Fleiß und Sparsamkeit *unter allen Umständen* zu Wohlstand führen, dem glaubt auch nicht, er ist ein Betrüger oder ein unverbesserlicher Optimist.“

(Seite 379.) „.... Es gibt vielleicht nichts in der Welt, was der Mensch weniger entbehren kann als Sorge und Hoffnung. Ohne sie wird das Leben geschmacklos und unbedeutend. Ein Leben, dem sie ganz genommen sind, ist das Leben eines Sklaven, [14] der arbeitet und gefüttert wird und an morgen nicht denkt. Die wirtschaftlichen Tüchtigkeiten gehen zurück. Für Unternehmungsgeist und Betriebsamkeit ist kein Raum zur Betätigung, sie bleiben, auch wo sie in der Natur liegen, unentwickelt. Selbst Sparsamkeit und umsichtige Verwendung des Einkommens gedeihen schwer auf diesem Boden. Bei günstiger Konjunktur, guter Gesundheit und keiner oder kleiner Familie erlaubte der Lohn vielleicht, nicht ganz unbeträchtliche Ersparnisse zu machen. Aber in seiner ganzen Lage findet der großstädtische Lohnarbeiter wenig Aufforderung und Ermutigung hierzu. ... Was helfen, so sagt er sich, die paar Groschen? Rentier kannst du doch nicht werden. So tut er sich gütlich, so weit es reicht, und leidet nachher Not, so viel er muss ... Ein solches Leben von der Hand in den Mund, ohne Zusammenhang und ohne Fürsorge der guten Tage für die bösen, wird ohne Zweifel durch die ganze wirtschaftliche Lage des modernen Lohnarbeiters begünstigt.“

(Seite 381.) „Damit haben wir die *Merkmale, die das proletarische Leben kennzeichnen*: ein Leben ohne Zusammenhang, ohne Umsicht, ohne Hoffnung, ohne Zukunft, weder für sich selbst noch für die Nachkommen.“

(S. 385 nach Schilderung einer Wirtschaftskrise.) „So entsteht, was Karl Marx die *Reservearmee der Industrie* genannt und als einen wichtigen Faktor bei der Bildung des „Nationalreichtums“ nachgewiesen hat: eine fluktuierende Bevölkerung ohne feste Heimat, ohne festen Boden für ihre wirtschaftliche Existenz. In ungünstigen Zeiten wird sie auf öffentliche Kosten, sei es durch private oder öffentliche Armenunterstützung, sei es durch Bezahlung unproduktiver Arbeit, sei es endlich in Gefängnissen und Korrigenden- (Besserungs-) Anstalten, durchgefüttert; sobald die Konjunktur günstiger wird, steht sie den Unternehmern zur plötzlichen Steigerung der Produktion und zugleich zur Niederhaltung der Arbeitslöhne zur Verfügung. So gelingt es den Kapitalisten, die angeblich das Risiko tragen, den Mehrertrag der Arbeit bei günstigen Konjunkturen sich zuzuwenden, den Fehlbetrag bei ungünstigen Zeiten durch Entlassung der Arbeiter auf die Gesamtheit abzuwälzen.“

(Seite 389.) „Unselbständige, heimatlose Proletarier, die bald hier, bald dort auf eine Weile Verdienst und Unterschlupf finden, taugen nicht zu Erziehern. Eine enge, dürftige, noch dazu mit Einmietern belastete Mietswohnung in einem überfüllten großstädtischen Hinterhause, ein Vater ohne Selbständigkeit, ohne Autorität und ohne Achtung vor der Autorität, eine Mutter, die nur [15] nachts einige Stunden zu Hause zubringen kann: was für ein Geschlecht wird in solcher Umgebung aufwachsen und was für Nachkommen wird es selbst wieder erziehen?“

„Die Wohnungsverhältnisse der Großstadt haben die Tendenz, das Heimwesen und das Familienleben der Arbeiter zu zerstören ... auf die 330 000 Berliner Wohnungen (1896) kommen jährlich 140 000–150 000 Umzüge, natürlich zumeist auf die kleinen Wohnungen; was für eine ungeheure Last von Kosten, Verlusten und Plagen ist mit dieser Ziffer ausgedrückt! Von einem Heimgefühl wird unter solchen Umständen nicht die Rede sein können; die Wohnung ist der augenblickliche Unterschlupf, den jedes Glied der ungeheuren flottierenden Masse im Drang und der Not des jedesmaligen Umzugstermins findet. Damit verschwinden alle die dauernden persönlichen Beziehungen, wie sie der sesshaften Bevölkerung erwachsen: die Beziehungen zu Nachbarschaft und Verwandtschaft, zu Herrschaft und Kundschaft, zu Lehrer und Pfarrer; alles wälzt sich in ödem Wirrsal aneinander vorüber. Die Kinder, oft von klein auf sich selbst überlassen, werden verwahrlost. Wohl nimmt die Schule sich ihrer an. Aber die wichtigen Dinge, welche das Haus lehrt, das zu Spiel und Arbeit von Kindheit an Raum und Gelegenheit bietet – für den ganzen Menschen leicht wichtigere Dinge als alle Schulwissenschaften zusammen – lernen sie überhaupt nicht.

Wie man sieht, beschäftigt sich *Paulsen* ausschließlich mit den städtischen Industriearbeitern., Es ist deshalb nötig, auch noch einen Blick auf die Lage der *Landarbeiter* zu werfen.

Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, insbesondere um den konservativen Gutsbesitzern, Lehrern, Pfarrern usw. zur Reichstagswahl den nötigen Stoff gegen die Sozialdemokratie in die Hand zu geben, hat der Pfarrer *Hermann Köhler* im Jahre 1903 eine Schrift erscheinen lassen: „Die sozialdemokratische Landagitation und ihr sittlich anstößiger Charakter.“⁷ Darin schreibt Köhler, der damals von den agrarischen Blättern, z. B. von der Deutschen Tageszeitung, stets als ein genauer Kenner der ländlichen Zustände gerühmt wurde:

(Seite 75.) „Auf Grund unanfechtbarer Berichte können sich Leute, die nicht von vornherein für die Interessen des Großgrundbesitzes eingenommen und ihnen zu Liebe Bedürfnisse und Rechte des arbeitenden Standes zu unterschätzen geneigt sind, der [16] Erkenntnis nicht verschließen, dass selbst in den gesegneten Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover,

⁷ *) Leipzig, 1903, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung.

Sachsen, wie in Braunschweig, Anhalt usw. *die Landarbeiter zu nicht geringem Teil ein klägliches Dasein fristen.*“

Es wird nun mitgeteilt, wieviel nach Feststellung der Wissenschaft (nämlich der berühmten Ärzte Karl von Voit und Max von Pettenkofer) ein Mensch täglich essen muss, um sich nur gerade ausreichend zu ernähren. Das sind mindestens 750 Gramm Brot, 1000 Gramm geschälte Kartoffeln, 200 Gramm Salzhering, 200 Gramm Wurst, 50 Gramm magerer Käse. Dieses „Menü – so sagt das Buch weiter – dem das Kaiserliche Gesundheitsamt ausdrücklich zustimmt, ist unter 60 Pfennig (im Jahre 1902) nicht zu beschaffen. Aber sogar auf den Gütern mit königlicher Verwaltung (nämlich auf den Gütern der Ansiedlungskommission in der Provinz Posen) sind für die Tagesnahrung eines Mannes nur 40 Pfennig angesetzt. Selbst dort also erhalten die Tagelöhner nur 2 von dem, was sie zum Sattessen brauchen. Wie aber sieht es auf privaten Gütern aus! „Welche Tagelöhnerfamilie, die nur von der Hände Arbeit lebt, kann solche Summen für die Ernährung aufwenden! Die Höhe des ortsüblichen Tagelohns ... der den ganzen Verdienst in Geld und Naturalbezügen umfasst, steigt nur ganz ausnahmsweise, z. B. im Bremischen Landgebiet, über 3 Mark, während er in Ostpreußen, Posen, Schlesien an einzelnen Stellen für männliche Arbeiter auf eine Mark, für weibliche auf 55 Pfennig herabsinkt. Für Kinder beläuft sich der Durchschnitt etwa auf die Hälfte. Erwägt man, dass auf die Mitarbeit der Frauen und Kinder nicht immer zu rechnen ist, so wird bei einer Zahl von 250–300 Arbeitstagen die Annahme, dass unter normalen Verhältnissen ein Tagelöhner mit Frau und 3–4 Kindern über eine Gesamtjahreseinnahme von 500–750 Mark zu verfügen hat, durchschnittlich wohl zutreffen. *Dann kann aber von vollwertiger Ernährung gar keine Rede sein ...*“

Natürlich nicht! Denn nach obiger Rechnung kostet ja das Essen allein für Mann, Frau und 3 Kinder jeden Tag 2,10 Mark, also im Jahre über 765 Mark, während das gesamte Einkommen hinter 750 Mark zurückbleibt. Und trotz dieser schweren Ernährungsnot fährt Köhler fort:

(Seite 77.) „Von allen Nöten auf dem Lande die schwerste ist die Wohnungsnot. Die Zustände, wie sie z. B. durch die sogenannte Pastoren-Enquete aufgedeckt sind, spotten aller Anforderungen der Hygiene (Gesundheit) und Sittlichkeit, von [17] Komfort (Behaglichkeit) und Ästhetik (gutem Geschmack) ganz abgesehen, in empörendster Weise . .. An haarsträubenden Beispielen von Wohnungen oder vielmehr Höhlen und Ruinen, die auf dem Lande armen, besonders alten Leuten zur Benutzung überwiesen werden, ist kein Mangel, auch nicht an solchen zeitweiser vollständiger Obdachlosigkeit.“

Über den letzteren Punkt wollen wir noch ein Zeugnis anführen. Am 8. Januar 1910 erschien in der bürgerlichen Zeitschrift *Plutus* zu Berlin ein Aufsatz von *Rudolf Streich* über Arbeitermangel auf dem Lande. Der Verfasser, ein lange Jahre in der Landwirtschaft praktisch tätiger Mann, sagt darin unter anderem:

„Betrachte man einmal die *Wohnungen* der ländlichen Arbeiter. In der Regel besteht solch eine Wohnung aus Stube und Kammer in Miniaturformat in einer niedrigen Hütte. Die Keller stellen sich die Leute selber in der primitivsten Weise her. Außerdem gehört ein kleiner Stall und vor dem Hause ein kleines Gärtchen dazu. Das hört sich ganz nett an. Die Leute scheinen idyllisch zu wohnen, aber die Wohnungen haben die Schattenseite, dass sie verwahrlost sind und einer Familie an Raum nicht genügen. Die verheirateten Arbeiter haben kontraktlich noch einen Scharwerker zu halten, häufig sogar zwei, und diesem muss der Arbeiter die Kammer abtreten. Nun müssen die Leute sehr häufig aber auch noch ihre Schweine und das Federvieh den Winter über in der Kammer unterbringen, weil das Vieh in den primitiven Ställen erfrieren würde. Der meist zahlreichen Familie steht somit die kleine Stube mit Lehmfußboden zur Verfügung. Gewöhnlich ist diese „Diele“ in solcher Verfassung, dass bei jedem Tritt der Staub auffährt und man sich in Acht nehmen muss, um

sich nicht in den Vertiefungen die Beine zu verrenken. – Ist die Kammer, was aber selten der Fall ist, mit einer Tür versehen, so kann sie im Winter trotzdem nicht geschlossen werden, weil die Kammer durch den Ofen der Stube mit erheizt werden muss. Folge: hoher Prozentsatz der unehelichen Geburten!

„Dass in dem universellen Familienwohn- und Schlafzimmer auch gekocht und geschmort wird, Heringe gebraten und Kartoffelpuffer mit billigem Öl gebacken werden, was zumal einen lieblichen Duft abgibt – das wird im Allgemeinen auch für ganz nebensächlich angesehen, denn die Landleute scheinen sich ja sämtlich recht robuster Gesundheit zu erfreuen. Die Bauern wohl. Durchgängig ist das aber keineswegs der Fall. Besonders nicht [18] bei den Arbeitern. Es herrscht im Winter immer viel Krankheit, und tritt gar eine Epidemie auf, so gibt's vorzeitige Sterbefälle.

„Welcher zivilisierte Mensch kann sich eine Wohnung oder ein Haus, in dem vier bis sechs und mehr solcher zusammengesetzten Familien wohnen, denken, ohne dass ein Abort dazu gehört! Zum einigermaßen menschlichen Wohnen gehört nun einmal solch ein Ding; und doch finden viele Herren es nicht für nötig, im ganzen Dorfe auch nur eins aufzustellen, und wo jetzt durch die Cholerafurcht solche vereinzelt aufgedrängt worden sind, wird niemals Zeit gefunden, sie in Ordnung zu halten. Es ist dann kein Wunder, wenn die Leute die nächste Umgebung verunreinigen, und bei den vielen Menschen, die dort zusammengepfercht leben, muss es dahin kommen, wie es auch in der Wirklichkeit ist, dass man, ehe man in die Wohnung eines Landarbeiters gelangen kann, im wahren Sinne des Wortes erst den Kot sämtlicher Insassen durchkneten muss.“

Über *Kinderarbeit* in Baumwollspinnereien macht der ehemalige Generalsekretär des Arbeitsministeriums der Vereinigten Staaten *W. F. Willoughby* unter anderm folgende Angaben.⁸ Es handelt sich dabei um Negerkinder. Neger sind ja auch Menschen, und überdies ist es keine Sklavenarbeit, sondern regelrechte kapitalistische Lohnarbeit, die sie verrichten. Herr *Willoughby* schreibt:

„Viele dieser kleinen Arbeiter fronden für 10 Cents (40 Pfennig) pro Tag und ich kenne solche, die es nur auf 5 bis 6 Cents bringen. Die Arbeit dauert jedoch täglich 12 Stunden, von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends oder von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens (d. h. also die ganze Nacht hindurch!). Um während der letzten Stunden ihrer Qual nicht dem Schlaf zu unterliegen, müssen die Kinder der Nachtschicht von Zeit zu Zeit den Kopf in kaltes Wasser tauchen. In Alabama habe ich ein siebenjähriges Kind gesprochen, das soeben 40 Nächte hintereinander gearbeitet hatte, und ein anderes neunjähriges, das während seines 6. Lebensjahres 11 volle Monate hintereinander zu einer Nachtschicht gehört hatte. „In Georgien habe ich zahlreiche Kinder bei der Heimkehr von ihrer Nachtarbeit gesehen. Sie waren dermaßen erschöpft, dass [19] sie sich, kaum zur Tür hineingetreten, ganz angekleidet auf ihr ärmliches Lager warfen, ohne auch nur Kraft zum Essen zu haben. In Süd-Carolina, in einer sonst auf das modernste eingerichteten Spinnerei, hat Fräulein Jane Addams ein Kind von 5 Jahren seine 12 Nachtstunden herunterarbeiten sehen. Zu Columbia habe ich eine Nachtschicht dieser kleinen Unglücklichen gesehen, die nicht einmal ihr Alter wussten, aber keineswegs über 9–10 Jahre alt sein konnten; sie schanzten von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens ohne eine Minute Zeit, um sich auszuruhen oder eine Kleinigkeit zu essen, in einer mit dicken stinkenden Dämpfen gefüllten Luft, in ständigem Halbdunkel, beim unaufhörlichen Gerassel der Maschinen, wodurch die meisten Kinder halb taub wurden.

⁸ Essays über die Arbeitergesetzgebung in den Vereinigten Staaten. – Zitiert nach der französischen Übersetzung, Paris, Giard & Brière, 1903.

1. Warum gibt es Sozialdemokraten?

„Ich habe von dem Alter dieser armen Kleinen gesprochen. Es ist in der Tat sehr schwer zu bestimmen. Die kleinen Arbeiter scheinen alle 4–5 Jahre jünger zu sein, als sie in Wirklichkeit sind, so sehr hindert eine derartige Lebensweise ihr Wachstum, entkräftet sie, krümmt ihnen die Wirbelsäule und drückt ihrem Gesicht den Stempel vollkommenen Stumpfsinns auf ...“

„Zu Huntsville in Alabama verlor im letzten Januar (1902) ein achtjähriges Kind im Räderwerk den Zeigefinger und den Mittelfinger der rechten Hand. Man zeigte mir einen siebenjährigen Arbeiter, der einen Monat früher auf die gleiche Weise den Daumen der linken Hand verloren hatte. Ein Arzt, der in Georgien wohnt, hat in den 10 Jahren, seitdem er praktiziert, mehr als 100 Kindern Finger abnehmen müssen, die ähnlichen Unfällen zum Opfer gefallen waren. Ein angesehenes Kaufmann in Atlanta hat mir versichert, dass man in den Dörfern in der Umgebung dieser Stadt viele Kinder sieht, die an beiden Händen keinen Daumen mehr haben, auch solche, denen alle Finger, und sogar solche, denen beide Hände fehlen: es sind „alte Arbeiter“ der Spinnereien.“

„Die meisten Spinnereibesitzer oder Direktoren lassen übrigens, wenn sie ein Kind anstellen, die Eltern einen Kontrakt unterschreiben, kraft dessen die Fabrik aller Verantwortlichkeit für jedweden Unfall enthoben wird.“

Doch kehren wir aus dem fernen Amerika wieder ins deutsche Vaterland zurück. Von August 1903 bis Januar 1904 wurden in Crimmitschau die Textilarbeiter ausgesperrt. Aus diesem Anlass reiste *Frau Alice Salomon*, eine Dame, die nicht der Sozialdemokratie, sondern der bürgerlichen Frauenbewegung angehörte, nach Crimmitschau und berichtete nachher in [20] Berliner Versammlungen wie folgt über das, was sie selbst beobachtet hatte: „8 bis 10 Mark beträgt der Verdienst einer Frau, 23 Mark etwa der Wochenverdienst eines Ehepaares. Mit 12 Jahren schon geht das Mädchen in die Fabrik, vom 14. Lebensjahr ab täglich von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends. So bleibt es bei den meisten, wenn sie heiraten. Das Essen wird mit in die Fabrik genommen und dort gewärmt. Das Kind wird ‚in Ziehe‘ gegeben. Seit alters her ist das charakteristisch (kennzeichnend) für Crimmitschau, seit alters her der feste Preis für die Woche 75 Pfennig. Kleine Kinder sehen die Eltern überhaupt kaum, andere täglich eine halbe Stunde. Die Arbeiterinnen Crimmitschaus haben eine Wohnung und kein Heim, sie haben Kinder und sind keine Mütter, haben Lebensunterhalt und kein Leben. Die Rednerin hat wohl 1000 solcher Familien unter den Streikenden gezählt.“

Bei den Debatten, welche um die gleiche Zeit über denselben Gegenstand im Reichstag gepflogen wurden, konnte der Abgeordnete *Fräßdorf* folgende Mitteilung machen: „In der sächsischen Textilindustrie verdienen nach den Angaben der Berufsgenossenschaft die Arbeiter im Durchschnitt 655 Mark jährlich, der verheiratete Vollarbeiter 811²/₃ Mark.“

Wie sich unter solchen Umständen das Leben der Arbeiter gestaltet, darein gewährt folgende Skizze einen erschütternden Einblick, die am Weihnachtsabend 1903 in der (*nicht* sozialdemokratischen) Berliner Volkszeitung erschien:

„*Arme Kinder*. In allen Straßen Berlins handeln bis zum heutigen Abend Kinder des verschiedensten Alters mit Ansichtskarten, Knarren, Waldteufeln, Hampelmännern, Weihnachtsbaumschmuck, Bilderbüchern usw. Mitleidig ruhen die Augen manches Vorübergehenden auf den kleinen blassen Gesichtern, deren Mund immer wieder das ständige ‚Einen Sechser der Hampelmann‘, ‚Einen Groschen die Serie Weihnachtspostkarten‘ u. a. wiederholt. Die Gründe, die die Kinder auf die Straße treiben, sind verschieden. Wer aber tiefer danach forscht, wer jeden der kleinen Händler fragt, der kann einen Blick in das Elend der Großstadt tun, der tief erschüttert. Da steht an der Potsdamer Brücke ein kleiner Junge, kaum 8 Jahre alt, an einen Schaukasten gelehnt. Mit leiser Stimme nur, man hört es kaum, nur die flehenden Augen sprechen deutlicher, bietet er

seine Ware an. Ge sind Hampelmänner, die er selbst an den langen Abenden im [21] Oktober und November gefertigt hat, um für seine bettlägerige Mutter und die vierjährige Schwester wenigstens im Weihnachtsmonat etwas zu verdienen. Er hat Hunger, großen Hunger, so gesteht er, und hastig isst er einige Bissen des ihm gereichten Butterbrotes; den Rest birgt er im Rock, Mutter soll auch etwas haben. Ein Stückchen weiter vier Jungen. Sie haben einen gemeinsamen. Handel mit Ansichtskarten eröffnet. Vielleicht wissen es die Eltern nicht einmal. Sie zählen den Erlös. Es reicht und jeder der Jungen kauft sich in einem benachbarten Laden ein Paar warme Handschuhe. Ein anderes Bild bietet ein kleiner Ansichtskartenhändler von 7 Jahren. Er muss eine kranke Mutter und drei Geschwister mit seinem Erlös erhalten, der den Tag etwa zwei Mark beträgt, wovon er eine Mark verdient hat. Tiefe dunkle Ränder liegen unter seinen Augen. Gegenüber auf den Stufen einer Treppe ist ein etwa zehnjähriger Junge mit den letzten zwei Stücken im Arm eingeschlafen. Nicht weit davon steht eine Mutter mit ihren Kindern. Sie rufen eifrig die Kundschaft herbei. Ein Geschwisterpaar, das Mädchen 10 der Knabe 8 Jahre alt, handelt mit Wachsstreichhölzern. Noch sechs jüngere Geschwister sind daheim, der Vater liegt krank, die Mutter muss ihn pflegen. Die beiden ältesten Kinder ernähren die Familie. Ein Knabe von 12 Jahren hat Knarren und Uhren zu verkaufen, neben ihm kauert sein sechsjähriges Schwesterchen, das Bilderbücher in seinem Körbchen hat. Fleißig lassen sie die Knarren ertönen. Die Mutter leidet an Schwindsucht, der Vater an Gelenkrheumatismus. Als ein Ehepaar einen größeren Einkauf macht, ist der Vorrat bald erschöpft. Der Knabe nimmt sein Schwesterchen bei der Hand, und sie wandern von der Leipziger Straße nach der Soldiner Straße⁹, allein, aber mit glücklichen Gesichtern, dass sie etwas Geld nach Hause bringen können. Merkwürdig ist, dass keines der Kinder auf die Frage, wie viel es einnimmt, zu antworten weiß. Alles wandert in die Tasche und daheim zählt es die Mutter.“

So ergreifend all diese Schilderungen sind, so fehlt ihnen doch noch das, was gerade die Hauptsache ausmacht. Wie lebt der Arbeiter *bei der Arbeit selbst*? Die Arbeit füllt ja das ganze Leben aus, sie gibt ihm seinen Inhalt. Deshalb ist ihr [22] eigener Inhalt entscheidend für die Gestaltung des Lebens. Wie also lebt der Arbeiter bei der Arbeit, der er täglich 10, 12, 14 Stunden widmen muss? Eine Vorstellung davon gibt schon der oben genannte Professor *Paulsen*, indem er schreibt (Seite 351 seines Werkes): „Die Freude an der Arbeit als solcher beruht wesentlich darauf, dass durch eine Mannigfaltigkeit von Tätigkeiten ein Ganzes vollendet wird, das die Kunst des Verfertigers preist. Aus manchem alten Werkstück spricht uns die Liebe, womit es der Meister erdacht und zustande gebracht, vernehmlich an. Durch die moderne Organisation der Arbeit ist dem Arbeiter das Ganze aus der Hand genommen; er hat nur eine bestimmte einzelne Leistung, vielleicht ein paar kunstlose, in ewigem Einerlei wiederkehrende Handgriffe zu verrichten. Er ist zu einem lebenden Werkzeug, zu einem Glied der Maschine geworden; tagaus tagein, jahraus jahrein besteht seine Tätigkeit darin, Kohlen in ein Ofenloch zu schütten oder ein Stückchen Blech unter einen Prägestempel zu schieben ...“

Weit umfassender jedoch hat dieses Thema der große französische Dichter *Emil Zola* in seinem Roman „*Arbeit*“ behandelt. Einige der gewaltigsten Stellen seien hier wiedergegeben:¹⁰ (Seite 63.) „.... Diese Halle, eine der größten des Werkes, war tagsüber erfüllt von dem furchtbaren Getöse der Walzwerke. Aber jetzt, in der Nacht, standen diese still, und mehr als die Hälfte des gewaltigen Raumes lag in tiefer Finsternis. Von den zehn

⁹ Für einen Erwachsenen über eine Stunde Weges, durch das dichteste Gewühl der Millionenstadt.

¹⁰ Zitiert nach der Übersetzung von Leop. Rosenzweig, erschienen 1901 bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig; alle Zitate sind aus dem ersten Band.

Puddelöfen waren nur vier in Tätigkeit, die von zwei Quetschhämmern bedient wurden. Da und dort flackerte eine schwache Gasflamme im Luftzug, von den dicken Massen der Dunkelheit umlagert, welche die Halle erfüllte, und worin man kaum die schweren, rauchgeschwärzten Träger unterscheiden konnte, die das Dachgebälk bildeten. Wasserrauschen drang aus der Finsternis hervor, der gestampfte Boden, bucklig und durchfurcht, bildete hier eine übelriechende Lache, dort einen Haufen von Kohlenasche und Abfällen. Überall der Schmutz der vernachlässigten, aller Fröhlichkeit beraubten, der verwünschten, zum Fluch gewordenen Arbeit in dieser schwarzen, raucherfüllten, widerwärtigen Höhle ...“

(Seite 66.) „Lucas kam eben dazu, wie ein Tiegelgussofen gefüllt wurde. Die Arbeiter ließen die Tiegel aus feuerfestem [24] Ton, die vorher glühend gemacht worden waren, hinab und schütteten dann mit Hilfe eines Trichters die mit Stahlstücken gefüllten Blechkasten hinein; 30 Kilogramm für jeden Tiegel. In drei oder vier Stunden war der Schmelzprozess vollendet; dann kam die mörderische Arbeit; das Herausheben und Ausleeren der Tiegel, das Ausziehen und Gießen. Und als Lucas sich einem anderen Ofen näherte, wo die Gehilfen mit langen Stangen sich eben überzeugten, dass der Guss gar sei, erkannte er in dem Auszieher, der die Tiegel herausziehen sollte, Fauchard. Bleich, ausgedörrt, mit vertrocknetem Gesicht, hatte Fauchard Riesenkraft in den Armen und Beinen behalten. Die furchtbare, stets gleichbleibende Arbeit, die er seit vierzehn Jahren verrichtete, hatte nicht nur seinen Körper verzerrt und verbogen, sondern noch mehr seinen Geist beeinträchtigt; jede Individualität (eigenes geistiges Leben) in ihm war vernichtet, er war zur Maschine herabgesunken, die gedankenlos, mit stets wiederholten Bewegungen, ihre Arbeit verrichtete, zum seelenlosen Element, das mit dem anderen Element, dem Feuer, in unablässigem Kampfe lag. Zu allen körperlichen Schäden, den hinaufgezogenen Schultern, den hypertrophischen Gliedmaßen, den von der Glut verbrannten und geschwächten Augen, war er sich auch seiner geistigen Verkümmerng bewusst; denn mit 16 Jahren in den Rachen des Ungeheuers gefallen, nach einer höchst unvollkommenen und plötzlich unterbrochenen Erziehung, erinnerte er sich immer noch, dass er einmal Intelligenz besessen, eine Intelligenz, die heute dem Erlöschen nahe war, vernichtet von der mörderischen, zersetzenden Arbeit, ertötet von der unbarmherzigen Treitmühle, in der er gleich einem blinden Tier arbeitete. Er hatte nur noch ein Bedürfnis, nur noch eine Freude: trinken, seine vier Liter Wein trinken an jedem Tag oder in jeder Nacht, die er arbeitete; trinken, damit der Ofen ihm nicht seine ausgedörrte Haut wie Zunder verbrenne, trinken, um nicht zu Staub zu zerfallen, trinken, um sich ein letztes Glücksgefühl zu verschaffen und sein Dasein in dem stumpfen Behagen eines unaufhörlichen Rausches zu verleben ...“

(Seite 74.) „... Dort fasste wieder ein Schmiedearbeiter das glühende Stück und hob es auf den Amboss des Hammers, der im selben Augenblick mit einem heftigen Ruck auf und ab zu tanzen anfang. Es war ohrenbetäubend und augenblendend. Der Boden erzitterte, wie Glocken dröhnte es durch die Luft, während der Schmied, mit Lederschürze und Lederhandschuhen bekleidet, in einem dichten Funkenregen verschwand. Das Sprühen war in manchen Augenblicken so heftig, dass es nach allen Seiten hin knatterte wie Mitrailleusenfeuer. Unbeweglich in- [24] mitten dieses wütenden Aufruhrs wendete der Arbeiter die Luppe hin und her, brachte alle ihre Seiten unter den Hammer, um daraus das Ingot zu formen, den Stahlbarren, der dann dem Walzwerk überantwortet werden sollte. Und der Hammer gehorchte ihm, schlug dahin und dorthin, verlangsamte oder beschleunigte seinen Schlag, ohne dass man etwas von den Zeichen hätte bemerken können, die er dem Hammerführer gab, der hoch oben auf seinem Sitze den Steuerhebel handhabte.“

„Lucas, der sich genähert hatte, erkannte den jungen Schwager Fauchards in dem Hammerführer, der da hoch in der Luft unbeweglich saß, nur durch eine kleine

1. Warum gibt es Sozialdemokraten?

mechanische Handbewegung lebend, inmitten des Getöses, das er entfesselte. Den Hebel nach rechts, damit der Hammer falle, den Hebel nach links, damit er sich hebe, und das war alles, das Geistesleben des Knaben drehte sich in diesem engen Bezirke. Einen Augenblick konnte man ihn beim Aufsprühen der Funken sehen, so klein und schwächlich, mit seinem blassen Gesicht, seinen farblosen Haaren, seinen stumpfen Augen, ein armes Geschöpf, dessen körperliches und geistiges Wachstum von der tierischen Arbeit ohne Freude, ohne freie Wahl unterbunden worden war.“

So weit *Zola*. Freilich, das ist Dichtung. Aber wer, der das Arbeiterleben kennt, wollte bestreiten, dass diese Dichtung von grauenhafter Naturwahrheit ist? Welcher Arbeiter erkennt nicht, dass hier sein Leben gerade so geschildert ist, wie es sich wirklich abspielt?

2. Vom guten und bösen Willen.

Das sind die Zustände, aus denen sich die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit der Arbeiter erklärt und aus denen die Sozialdemokratie entstanden ist. Unsere Schilderung ist nicht lückenlos sie enthält nur eine Auswahl aus den Lebensverhältnissen der Arbeiterklasse.. Aber sie genügt, um die Frage zu beantworten, von der wie ausgegangen sind, die Frage nämlich, worin die Leiden Arbeiterklasse bestehen, nach deren Beseitigung sie begehrt.

Als Übelstände die auf den Arbeitern lasten, können wir hiernach etwa die folgenden angeben:

1. Armut (d.h. zu geringer Lohn);
2. zu lange Dauer der täglichen Arbeitszeit;
3. zu große Anstrengung bei der Arbeit (Intensität der Arbeit);
4. Inhaltslosigkeit der Arbeit;
5. Aussichtslosigkeit des Lebens;
6. Frauen- und Kinderarbeit (und in deren Folge Zerstörung des Familienlebens)
7. persönliche Unfreiheit und Abhängigkeit;
8. stets drohende Arbeitslosigkeit.

Diese Liste macht selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie stellt nur rasch die am meisten ins Auge fallenden Leiden der Arbeiterklasse zusammen.

Allerdings gibt es im bürgerlichen Lager selbst jetzt noch Leute, welche bestreiten, dass die hier aufgezählten Übelstände überhaupt vorhanden sind. Und das sind nicht nur solche, deren eigenes Interesse sie blind macht gegen die Leiden des Proletariats, sondern so mancher befindet sich darunter, der bereits bewiesen hat, dass er bestrebt ist, unparteiisch und ohne Voreingenommenheit zu urteilen. Hat doch z. B. der bekannte Professor *Hans Delbrück* im Jahre 1910 den Ausspruch getan, dass im Deutschen Reich dank der sozialen Gesetzgebung „das wirtschaftliche Elend so gut wie ausgerottet“ sei! Mit solcher offenbaren Blindheit gegenüber den tatsächlichen Zuständen ist natürlich [26] nicht zu diskutieren. Im Übrigen aber beweisen gerade unsere Zitate, die wir ja ausschließlich bürgerlichen Quellen entnommen haben, dass es in der Bourgeoisie wohlmeinende Leute gibt, die sich der Erkenntnis jener Übelstände keineswegs verschließen. Sie sehen, dass das Proletariat schwere Leiden erduldet, sie bedauern das und wünschen es zu beseitigen. Daraus folgt: man kann zugeben, dass jene Leiden vorhanden sind, man kann ihre Beseitigung wünschen, ja man kann sogar an ihrer Beseitigung arbeiten, und braucht darum noch kein Sozialdemokrat zu sein. Die bloße Erkenntnis des sozialen Elends, der Wunsch und das Streben nach seiner Bekämpfung macht noch nicht den Sozialdemokraten aus.

Es kommt auf die Art der Bekämpfung an. Will der denkende Mensch etwas zur Bekämpfung des Elends tun, so wird er vor allen Dingen nach dessen *Ursache* fragen. Und hier, bei diesem ersten Schritt über das bloße Klagen und Nachdenken hinaus zur praktischen Tat, scheiden sich sofort die Wege der bürgerlichen und der sozialistischen Anschauung.

Der unbefangene Mensch, der sich die Frage vorlegt, wodurch wohl das Elend der Arbeiterklasse verursacht sei, wird um die Antwort zunächst keineswegs verlegen sein. Den Arbeitern geht es schlecht, weil sie zu sehr ausgebeutet werden, und zwar von den Fabrikanten und Unternehmern, die sie beschäftigen. Dass die Unternehmer dies tun, liegt an ihrer Hartherzigkeit, ihrem Eigennutz, ihrer Selbstsucht. Jeder denkt nur an sich, nur an den eigenen Vorteil, und nimmt keine Rücksicht auf andere. Also die Bössartigkeit, der *böse Wille* der Unternehmer, das wäre hiernach die wesentliche Ursache des Elends der Arbeiter.

Dies ist in der Tat die einzige Antwort, welche die bürgerlichen Menschenfreunde auf die Frage nach der Ursache des wirtschaftlichen Elends geben. Nur dass sie den Arbeitern ebenso viel Schuld zuschieben wie den Unternehmern. Auch die Arbeiter sind – nach ihrer Meinung – eigennützig und selbstsüchtig, auch sie denken nur an sich und nehmen keine Rücksicht auf andere, auch sie stellen „unerfüllbare“ und „unberechtigte“ Forderungen, und dieser gegenseitige böse Wille hat die traurigen Zustände geschaffen, die jetzt herrschen.

Diese einfache und scheinbar so selbstverständliche Erklärung erweist sich jedoch bei weiterer Überlegung als ganz und gar unzureichend. Man braucht nur weiter zu denken. Wenn der böse Wille, die Selbstsucht der Menschen das Elend verschuldet haben, dann ergibt sich das Mittel der Abhilfe von selbst: man [27] muss den Menschen die Selbstsucht austreiben; man muss dafür sorgen, dass jeder nicht nur an sich, sondern auch an andere denkt und auf die anderen Rücksicht nimmt. Wie kann das gemacht werden? Durch eine bessere Erziehung, die unseren Kindern von Jugend auf Rücksicht und Nächstenliebe angewöhnt, und durch gutes Zureden bei den Erwachsenen. Mit einem Wort also: durch *Moralpredigen*. – Und wirklich läuft darauf allein alles hinaus, was die bürgerlichen Menschenfreunde zur Linderung oder Beseitigung der Not vorzuschlagen wissen. Das ganze Buch von *Paulsen* ist Ethik, Moralphilosophie, d. h. eine große Moralpredigt, die Menschen zu bessern und zu belehren. Das ganze Buch von *Köhler* desgleichen. Ja dieser, der den Grundbesitzern ins Gewissen redet, die schrecklichen Zustände der Landarbeiter zu bessern, stellt ihnen dafür zugleich eine Belohnung in Aussicht, nämlich die Vernichtung der Sozialdemokratie. Noch deutlicher tritt das gleiche bei dem Aufsatz von *Streich* zu Tage. Sein Zweck ist, dem Arbeitermangel in der Landwirtschaft abzuhelpen. Er verspricht also den Grundbesitzern unmittelbaren Vorteil, wenn sie sich bessern: „Ich bin überzeugt“, schreibt er, „dass man bei verminderter Arbeitszeit, besserer Löhnung und menschenwürdigerer Behandlung der Arbeiter weit bessere Resultate erreichen wird ... Es dürfte der Landwirtschaft ein sehr großer Teil derjenigen Arbeitskräfte, die sich heute der Industrie zuwenden, erhalten bleiben, resp. sie würden aufs Land zurückkehren, wenn nur einmal gründlich mit den geschilderten Missständen aufgeräumt werden würde ... Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wäre es wohl für die Besitzer geraten, sie schafften selbst die gegenwärtigen Zustände ab, und wenn sie dann so weit gehen würden und die Arbeitszeit den heutigen Verhältnissen und Anschauungen gemäß regelten, mit dem alten System, von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang zu arbeiten, brächen, so würden die Übelstände gänzlich gehoben sein ...“

Also der eine wie der andere wendet sich an den *guten Willen* der Besitzer. Demnach müssen sie wohl die wahren Ursachen dieser jämmerlichen Zustände in dem bösen Willen der Besitzer, in deren Schlechtigkeit und Niedertracht suchen. Die Besitzer müssten hiernach aus reiner Bosheit, aus Lust am Quälen, oder mindestens aus grenzenloser Habgier und Rücksichtslosigkeit die Arbeiter so schauerhaft behandeln.

Wir meinen, da muss sich der denkende Mensch doch fragen: Sind denn die Besitzer von Natur allesamt Bestien? Das wäre doch sonderbar! Oder, wenn die Habsucht sie treibt, so setzt uns doch eben Herr *Streich* auseinander, dass sie selbst besser fahren [28] würden, selbst auf die Dauer größeren Vorteil haben würden bei einem anderen System. Und dasselbe hat schon 1902 der Pfarrer *Köhler* gesagt. Sind nun die Besitzer allesamt so dumm, dass sie das nicht einsehen? Auch das können wir uns nicht recht denken.

Überdies ist das Moralpredigen nicht neu, sondern wird schon sehr lange angewandt. Nicht erst seit heute und gestern wird massenhaft Moral gepredigt, sondern schon seit undenklichen Zeiten. Das ganze Christentum ist ja im Grunde nichts anderes als eine seit 2000 Jahren fortgesetzte Moralpredigt. Da sollte man doch meinen, wenn die Bosheit der Menschen wirklich Schuld trägt am sozialen Elend, und wenn gegen diese Bosheit schon seit

Jahrtausenden mit dem einzig möglichen Mittel des Moralpredigens vorgegangen wird, *da müsste man doch endlich einmal einen Erfolg sehen*. Ja, da müsste eigentlich das Elend schon längst mit Stumpf und Stiel ausgerottet sein. Aber nichts davon ist zu merken. Das muss stutzig und misstrauisch machen. Sollte da nicht vielleicht der ganze Gedankengang falsch sein, der die Ursache des Elends im bösen Willen der Menschen sucht? Sollte nicht die Ursache vielleicht ganz anderswo liegen?

Wendet sich nun der Blick, durch dieses Misstrauen geschärft, der Beobachtung der Dinge zu, wie sie wirklich sind, so findet er alsbald reichlich Stoff und Nahrung zu weiterem Misstrauen.

Wer den Willen des Menschen verantwortlich macht für die wirtschaftlichen Zustände, der geht offenbar von der Ansicht aus, dass der Wille des Menschen über diese Zustände herrscht, oder mit anderen Worten: dass die Menschen ihre wirtschaftlichen Zustände und ihre wirtschaftliche Lage gestalten können nach ihrem Belieben. Das ist allerdings die allgemeine bürgerliche Anschauung, wie sie sich z. B. ausdrückt in dem Sprichwort: „Jeder ist seines Glückes Schmied.“ Aber mit der Wirklichkeit stimmt das gar nicht überein. In der Wirklichkeit sind die Menschen nicht Herren ihres Schicksals, sondern gerade umgekehrt von ihrem Schicksal abhängig; ja oft kann man geradezu sagen, dass sie ein Spielball sind in der Hand ihres Schicksals. Das kann schon jeder in seinem eigenen Leben erfahren. Wie viel Menschen gibt es denn, die in der Lage wären, sich ihr Leben nach ihrem Belieben zu gestalten? doch nur verschwindend wenige. Die allermeisten, man kann sagen fast alle haben nicht den geringsten Einfluss darauf; sie müssen ihr Schicksal hinnehmen, wie es kommt. Noch deutlicher über zeigt sich das, wenn man die wirtschaftlichen Vorgänge im Großen betrachtet. Unser Vorkämpfer *Ferdinand Lassalle*

hat das an einer Reihe von Beispielen anschaulich gemacht, wovon wir einige hierhersetzen wollen. Er schreibt u. a. (in seinem Buche „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch“):

„Wenn heute die Rosinenernte in Korinth und Smyrna oder die Getreideernte im Mississippital, in den Donauländern und der Krim sehr reichlich ausgefallen ist, so verlieren die Korinthenhändler in Berlin und Köln sowie die Getreidehändler, welche große Vorräte zu den früheren Preisen auf Lager haben, durch den Preisabschlag vielleicht die Hälfte ihres Vermögens.“

Das ist doch ein Fall, der gewiss nicht ausgetiffelt ist, sondern sehr oft, im regelmäßigen Gang der Dinge passiert. Ebenso der folgende:

„Ist umgekehrt unsere Getreideernte schlecht ausgefallen, so verlieren in diesem Jahre die Arbeiter die Hälfte ihres Arbeitslohns und mehr, der zwar im Geldausdruck derselbe bleibt, aber ihnen nur einen um so viel geringeren Teil von Nahrungsmitteln beschaffen kann.“

Auch das beweist, wie die wirtschaftliche Lage der Menschen fort und fort beeinflusst, gehoben, gesenkt wird durch Vorgänge, für die sie absolut nichts können. Noch ein besonders krasser Fall sei angeführt. Als im Jahre 1860 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Krieg ausbrach, der 4 Jahre dauerte, konnten infolgedessen die dortigen Baumwollplantagen nicht angebaut werden. So wurde keine Baumwolle nach England geliefert, und die Baumwollspinnereien und -Webereien in England waren ohne Rohmaterial. Da blieb ihnen nichts übrig, als ihren Betrieb gewaltig einzuschränken, und das bedeutete für die englischen Baumwollarbeiter eine *furchtbare Hungersnot*. 250 000 wurden ganz und gar brotlos, weitere 160 000 wurden teilweise arbeitslos, und die übrigen 120 000, die noch in Arbeit blieben, erlitten kolossale Lohneinbußen. Der Hunger, der damals in England herrschte, ist bis auf den heutigen Tag nicht vergessen. Was aber konnten

die Spinner und Weber in England für den amerikanischen Krieg? Was konnten sie tun zu seiner Beendigung? Rein gar nichts. – Und sogar weiter noch reichten die Wirkungen des Krieges. Als die Sache sich in die Länge zog, versuchten die englischen Kapitalisten, sich anderwärts Ersatz für die fehlende Baumwolle zu verschaffen. Es wurden deshalb in Indien weite Landstrecken zur Baumwollkultur hergerichtet, die dem Reisbau entzogen wurden. Nun ist aber Reis das wichtigste Nahrungsmittel der eingeborenen Indier, und so war die Folge eine neue entsetzliche Hungersnot in Indien im Jahre 1866. wobei die Opfer nach Millionen zählten. [30]

So sehen die Tatsachen der Wirklichkeit aus. So eng sind die Geschicke der Menschen miteinander verschlungen über tausende von Meilen, über das Weltmeer hinweg, und wer angesichts dessen noch bei der kindlichen Ansicht bleibt, dass der Wille der Menschen den bestimmenden Einfluss ausübt auf die Zustände, der muss schon fast mit Gewalt seine Augen gegen die Wirklichkeit verschließen. Das sind die Erwägungen, welche die Sozialdemokraten zu der Überzeugung gebracht haben, dass die Ursachen des Arbeiterelends überhaupt nicht in dem Willen der Menschen zu suchen seien.¹¹

¹¹ Freilich darf man dies nicht missverstehen, wie es die Gegner des Sozialismus fast immer tun. Selbstverständlich soll damit nicht etwa gesagt werden, dass ein menschlicher Wille gar nicht vorhanden sei und gar nicht mitwirke. Wie im nächsten Kapitel dargelegt wird, führt der Sozialismus das Elend der Arbeiter zurück auf den kapitalistischen *Profit*. Profit machen *wollen* die Kapitalisten, und wenn sie das nicht wollten, gäbe es keinen Profit und auch nicht das, was er mit sich bringt. Aber der Wille der Kapitalisten ist nicht *frei*. Sie *müssen* Profit machen wollen, sie *müssen* also in diesem Sinne habgierig sein, es steht das nicht in ihrem Belieben. Der Wille ist also vorhanden und wirkt, aber er kann nicht beliebig geändert werden. Er ist nicht Ursache, sondern selbst eine Wirkung tiefer liegender Ursachen. Karl Kautsky hat das (in seiner Broschüre „Der Weg zur Macht“, S. 31) wie folgt dargestellt:

„Die ganze ökonomische Theorie wird zu leerer Begriffsspielerei für jeden, der nicht von der Erkenntnis ausgeht, dass die Triebkraft jedes ökonomischen Vorgangs der menschliche Wille ist. Allerdings nicht ein *freier* Wille ... sondern ein bestimmtes Wollen. Es ist in letzter Linie der *Wille zu leben*, der aller Ökonomie zu Grunde liegt ... Welche besonderen Formen dieser Lebenswille ... in jedem einzelnen Falle annimmt, das hängt ab von den besonderen Bedingungen des Lebens Ein Kapitalist z. B. kann unter den Bedingungen, unter denen er lebt, nicht existieren, wenn er nicht Profit erzielt. Sein Wille zu leben, treibt ihn, Profite zu erwerben, und sein Wille, besser zu leben, nach Vermehrung der Profite zu streben ... In gleicher Richtung und noch stärker wirkt der Konkurrenzkampf, der ihn mit dem Untergang bedroht, wenn er nicht im Stande, sein Kapital beständig zu vergrößern ... Derselbe Wille zu leben, der die Kapitalisten beseelt, wirkt auch in den Arbeitern. Aber entsprechend ihren verschiedenen Lebensbedingungen nimmt er bei ihnen andere Formen an ... Der Wille der Arbeiter zu leben, treibt diese, gegen den Willen der Kapitalisten zu rebellieren. Daher der Klassenkampf. So sehen wir den Willen als die Triebkraft des ganzen ökonomischen Prozesses ... Die ökonomische Notwendigkeit bedeutet nicht Willenlosigkeit. Sie entspricht der Notwendigkeit lebender Wesen, leben zu wollen, und der Unvermeidlichkeit, dazu die Lebensbedingungen zu benutzen, die sie vorfinden. Sie ist die Notwendigkeit *bestimmten* Wollens.

So also ist es gemeint, wenn die sozialdemokratische Lehre sagt, es sei verkehrt, für die vorhandenen Zustände den menschlichen Willen verantwortlich zu machen. Der Wille ist da und wirkt, aber er ist nicht *frei*. Er ist nicht im Stande, nach Belieben die Zustände zu ändern, sondern er ist umgekehrt selbst eine Wirkung dieser Zustände. Und es ist deshalb auch verkehrt, von einer Einwirkung auf den menschlichen Willen eine Änderung der Zustände zu erhoffen.

3. Das Wesen der kapitalistischen Produktion.

Nicht der böse Wille der Menschen ist schuld an dem Elend der Arbeiterklasse, sondern die Ursache ist anderswo zu suchen das ist die Erkenntnis, die die Sozialdemokraten aus den bisher angeführten Tatsachen gezogen haben.

Wo ist sie zu suchen?

Gegenüber der bürgerlichen Anschauung, die sich z. B. ausdrückt in dem Sprichwort „Jeder ist seines Glückes Schmied“, kann man die sozialdemokratische Erkenntnis in den Satz fassen: „*Der Mensch ist das Produkt seiner Verhältnisse.*“ In den Verhältnissen, in den Zuständen, worin Menschen leben, erblickt der Sozialismus die bestimmende Ursache, nach der ihr Leben sich gestaltet.

Die Gesamtheit der Zustände, unter denen die Menschen in zivilisierten Ländern heutzutage leben, fassen wir zusammen unter dem Namen: „*kapitalistische Wirtschaft.*“

Die Produktion (Herstellung von Gütern zum Gebrauch) geschieht heute durchweg unter Anwendung von Kapital. Dem Kapital ist jedoch die Befriedigung der Bedürfnisse (des Konsums) [32] nicht erster und wichtigster Zweck der Produktion, Hauptsache ist ihm vielmehr der *Profit*. Diese Tatsache liegt so offenkundig zu Tage, dass sie von niemand bestritten wird, auch nicht von den Gegnern des Sozialismus. Wenn heute jemand eine Fabrik wollener Unterhosen betreibt, so tut er es sicher nicht zu dem weck, die Menschen mit diesem wichtigen Kleidungsstück zu versorgen. Die Menschen mögen frieren und nackt umherlaufen; er wird ihnen keine einzige Unterhose liefern, wenn sie sie nicht *bezahlen* können. Oder ein anderes Beispiel aus der Praxis. Im Anfang des Jahres 1909 hatten wir in Deutschland einen ausnahmsweise strengen und langen Winter. Der Bedarf an Kohlen war also größer als sonst in Deutschland. Würde nun die Produktion den Zweck verfolgen, das Bedürfnis zu befriedigen und den Menschen zu liefern, was sie brauchen, so hätten in jenem Winter mehr Kohlen gefördert werden müssen als in anderen Jahren. Stattdessen lehrt die Statistik, dass in den ersten vier Monaten des Jahres 1909 in Deutschland über 2 Millionen Tonnen Steinkohle weniger gefördert wurden als in der gleichen Zeit 1908; und an Braunkohle über 200 000 Tonnen weniger! Warum? Weil damals die Nachwehen der Krise von 1907/08 noch nicht überwunden, weil die Arbeitslosigkeit noch groß war, weil hunderttausende von Menschen zwar Kohlen sehr nötig hatten, aber kein Geld besaßen, sie zu bezahlen. So mussten sie frierend in kalten Stuben sitzen, indes das Kapital die Förderung einschränkte. Auf das *Bezahlen* kommt es an, d. h. auf den Profit, den das Kapital durch den Verkauf der Waren machen will.

Das Wesen der kapitalistischen Produktion besteht in dem Bedürfnis, Profit zu machen, und dies, also die Tatsache, dass die ganze Produktion auf den Zweck des Profitmachens eingestellt und hingerichtet ist – das ist, nach sozialdemokratischer Behauptung, die nach Ursache, aus der die vielen Leiden der Arbeiterklasse entspringen.

Diese Behauptung sind wir verpflichtet zu beweisen.

Betrachten wir die Produktion, wie sie heute ist, so fällt als wichtigstes Produktionsmittel in die Augen die *Maschine*. Wir leben im Zeitalter der Maschine. Zwar ist selbst heute noch die Maschine keineswegs das einzige Produktionsmittel, neben ihr gibt es andere, und manche Arbeiten werden immer noch ohne Maschinen ausgeführt. Aber sie ist das entscheidende, das ausschlaggebende Produktionsmittel; sie ist es, die der [33] gesamten Produktion und damit dem ganzen Zeitalter das charakteristische Gepräge gibt.

Was ist eine Maschine? – An sich ein Instrument, das uns gestattet, mit weniger Arbeit mehr Produkte herzustellen. Also ein Mittel zur Erleichterung der Arbeit, Verkürzung der Arbeitszeit, Vermehrung des Reichtums – ein Segen für alle Menschen.

Aber in der Hand des Kapitals ist die Maschine noch etwas anderes, nämlich ein Mittel, um Profit zu machen und den Profit zu vermehren. Und dieser kleine Nebenumstand hat die Maschine, die ein Segen für alle sein sollte, zu einem grauenhaften Fluch für die Arbeiterklasse gemacht.

Ihre erste Einführung geschah in England ums Jahr 1800, und die unmittelbare Folge war die Frauen- und Kinderarbeit. Bis dahin gab es keine *Frauen-* und *Kinderarbeit* im heutigen Sinne des Wortes. Natürlich hatten schon immer die Frauen gearbeitet. Sie hatten das Hauswesen verwaltet, hatten im Hause eine Menge Produkte angefertigt, wie Web- und Strickwaren, Kerzen usw., die man heute im Laden kauft, und unverheiratete Frauen hatten schon im Mittelalter und noch früher durch selbständige Berufsarbeit ihren Lebensunterhalt erworben. Desgleichen hatten die Kinder gearbeitet. Sie kamen in der Regel früh in die Lehre, und diese dauerte sehr lange, 7 und mehr Jahre, bis sie sich zu vollkommenen Handwerkern ausgebildet hatten.

Aber hier handelt es sich um ganz etwas anderes. Hier handelt es sich um die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen und unmündiger Kinder, um zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Und das ging so zu:

Bis zur Einführung der Maschine beruhte die Produktion ganz und gar auf der Persönlichkeit des Arbeiters. Sollte das Werk gelingen, so war dazu eine gewisse körperliche Kraft, ein bestimmtes Maß von Geschicklichkeit, von Übung in der Handhabung der Werkzeuge, von Kenntnis in der Behandlung der Rohstoffe usw. nötig. Dies erforderte einen langen Werdegang, wie ihn in der Regel nur der erwachsene Mann durchgemacht hatte. Der musste dann entsprechend bezahlt werden, um auch für die Familie und den Nachwuchs sorgen zu können.

Nun kam die Maschine und machte – wenn auch nicht sofort in allen, so doch in vielen Gewerbszweigen – körperliche Kraft und fachmännisches Geschick überflüssig. Alle Feinheiten der Ausführung, alle Überwindung von Widerständen fiel nicht mehr dem Menschen, sondern dem eisernen Apparat zu. Dem Men- [34] schen blieb nur noch übrig, den Apparat zu überwachen und zu regulieren, was durch Hin- und Herrücken von Hebeln ohne besondere Fachkenntnis geschah. Damit war technisch die Möglichkeit gegeben, an Stelle der Männer die Frauen und Kinder zu beschäftigen. Die Möglichkeit wurde zur Wirklichkeit, weil die Frauen und Kinder billiger arbeiteten als die Männer und überdies noch den Lohn der in Arbeit bleibenden Männer herabdrückten. Denn diese brauchten jetzt nicht mehr die ganze Familie zu erhalten, die Familie erwarb einen Teil ihres Unterhalts selbst. Geringerer Lohn aber bedeutet erhöhten Profit, und so kam es, dass das Kapital alsbald die Frauen und Kinder zu hunderttausenden in die Fabriken trieb. Wie es ihnen dort erging, beweist die Tatsache, dass schon im Jahre 1804 – nur wenige Jahre nach Einführung der Maschine – die englische Regierung sich zum Erlass eines Kinderschutzgesetzes gezwungen sah, das natürlich nicht das mindeste geholfen hat. Zugleich wurde durch die Arbeit der Frauen und Kinder das Familienleben der Arbeiterklasse auf das Gründlichste zerstört.

Die zweite Folge der Anwendung der Maschine – die an sich ein Mittel ist, die Arbeitszeit zu verkürzen – war eine *maßlose Verlängerung des Arbeitstages*. Schon früher, besonders während des 18. Jahrhunderts, hat das Kapital andauernd versucht, die tägliche Arbeitszeit der Arbeiter zu verlängern. Das gelang ihm aber nicht. John Rae erzählt in seinem 1894

erschienenen Buche über den „Achtstunden-Arbeitstag“¹² (S. 1-9): „Der Achtstunden-Tag ist in England nichts Neues; in einigen der größeren Betriebe war er schon vor hundert Jahren (also 1794) die Regel.“ Aus den Mitteilungen von Adam Smith (in dessen berühmtem Buch über „Wesen und Ursachen des Volkswohlstandes“, 1776) sei zu schließen, dass damals für die Kohlengräber 8 Stunden pro Tag die übliche Arbeitszeit gewesen, und seine Angaben wurden bestätigt durch das Zeugnis eines Gruben-Ingenieurs Gabriel Jars, der um 1765 die englischen und schottischen Bergwerke besuchte. Dieser berichtet, dass die Bergleute in Schottland in zwei Schichten von je 7 bis 8 Stunden, und in Newcastle in zwei Schichten von je bis 7 Stunden arbeiteten. Das gleiche hat John Rae für die Landwirtschaft ermittelt: Pferdeknechte auf englischen Gütern arbeiteten im 18. Jahrhundert selten mehr als 8 bis 9 Stunden pro Tag; desgleichen die Ackersleute. In vielen Teilen Englands war es um 1790 üblich, dass die Arbeit der Ackersleute nur [35] von 6 oder 7 Uhr morgens bis 1 oder 3 Uhr nachmittags dauerte. Und was die Industrie anbetrifft, so hat John Rae aus den Akten der parlamentarischen Fabrikkommission von 1833 festgestellt, dass um 1750 z. B. in den Strumpfwirkereien von Nottingham nur 5 Tage in der Woche je 10 Stunden gearbeitet wurde; der Sonnabend blieb frei.

Natürlich war dem Kapital eine so kurze Arbeitszeit keineswegs recht, und es versuchte mit allen Mitteln ihre Verlängerung zu erzwingen. Eine große Rolle spielten dabei Gesetze und Verordnungen der Regierung. Schon zur Zeit der Königin Elisabeth (1558-1603) setzten die Behörden die tägliche Arbeitszeit auf 14 und mehr Stunden fest. Aber, wie Thorold Rogers meint¹³, „solche Verfügungen wurden gewöhnlich nicht beachtet.“ Auch *Karl Marx* bringt (im 1. Bande des Kapital) zahlreiche Beweise, dass das Kapital in früheren Jahrhunderten sogar durch Anrufen der Staatsgewalt keine lange Arbeitszeit erzwingen konnte. „Noch während des größten Teils des 18. Jahrhunderts,“ sagt er, „war es dem Kapital in England nicht gelungen, sich der ganzen Woche des Arbeiters zu bemächtigen.“¹⁴ Vielmehr arbeitete man nur 4 bis 5 Tage pro Woche.

So lagen die Dinge bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, d. h. bis zur Einführung der Maschine. Unmittelbar darauf begann eine große Wandlung. Das riesige Kapital, das in den Maschinen steckt, musste den Wunsch der Kapitalisten, es zu verwerten und womöglich auch nicht einen Augenblick unbenutzt stehen zu lassen, aufs äußerste steigern. Und da die Maschine zugleich das Gelingen des Werks von der Persönlichkeit des Arbeiters unabhängig machte, so wurde sie zum Mittel, der Arbeiterschaft die lange Arbeitszeit aufzuzwingen. Denn wer sich nicht fügte, konnte leicht durch irgendeinen anderen ersetzt werden. Das eben ist der wesentliche Unterschied des Zeitalters der Maschinen von der früheren Zeit: früher war der Kapitalist auf den Arbeiter ebenso sehr angewiesen, wie der Arbeiter auf den Kapitalisten; was der Arbeiter nicht wollte, das wollte er eben nicht, und der Kapitalist konnte ihn nicht ohne weiteres entlassen, so lange er nicht sicher war, einen anderen Arbeiter von der gleichen Geschicklichkeit, Körperkraft, Befähigung usw. zu finden. Jetzt aber machte die Maschine das alles überflüssig, die paar Handgriffe, die zu ihrer Bedienung nötig waren, lernte jeder schnell. [36] Und so wurde die Maschine, die an sich die Arbeit verkürzen sollte, in der Hand des Kapitals, als Werkzeug der Profitvermehrung, zu einem Mittel, um die Arbeitszeit in geradezu grauenhafter Weise zu verlängern. *John Rae* urteilt darüber (S. 7):

„Der übermäßig lange Arbeitstag scheint in der Tat eine schrittweis eingetretene Folge des Fabriksystems gewesen zu sein. Wer kostspielige Maschinen aufstellte, dem war es unlieb,

¹² Deutsche Übersetzung 1897, Weimar, Felber.

¹³ Thorold Rogers, Die Geschichte der englischen Arbeit. Stuttgart, Dietz, 1906.

¹⁴ Karl Marx, Das Kapital, Bd. I, Kap. 8, 5.

sie einen Augenblick außer Tätigkeit zu sehen, und so verlängerte man die Arbeitszeit zuerst auf 12 Stunden, dann auf 13, 14 und manchmal auf 16 Stunden. Selbst die Pausen für Mahlzeiten sah man ungern. Zur Zeit der Reformbill (1867) liefen in Manchester die Werke von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr nachts ohne jede Unterbrechung außer einer Stunde für Mittagessen; frühstücken mussten die Leute, so gut es ging, im Stehen und während sie auf die Maschine Acht gaben.“

Bis zu welchen Gräueln das führte, dafür mag die eine von Karl Marx¹⁵ angeführte Tatsache genügen, dass man im Jahre 1860 in Nottingham eine Petition ans Parlament absandte, mit der Bitte, die tägliche Arbeitszeit für Männer auf 18 Stunden *herabzusetzen!*¹⁶

So ging's schließlich nicht mehr weiter. Wurde doch durch solches Übermaß der Ausschreitung die Lebenskraft der Volksmassen an der Wurzel geschädigt. Wie bereits bemerkt, hat der englische Staat seit Beginn des 19. Jahrhunderts hiergegen einzuschreiten versucht. Waren in früheren Zeiten andauernd Gesetze zur Verlängerung der Arbeitszeit erlassen worden, so trat jetzt das Umgekehrte ein: seit den 30er, 40er Jahren folgte ein Gesetz dem andern, um die tägliche Arbeitszeit zu verkürzen. Zuerst blieben sie ganz wirkungslos. Erst nach und nach fanden die Arbeiter ihrerseits in der gewerkschaftlichen Organisation die richtigen Methoden, um der Ausbeutung zu widerstehen und wenigstens eine teilweise Befolgung der Gesetze zu erzwingen. Aber all das hätte wohl kaum ausgereicht, wenn nicht der äußerst gesunde praktische Sinn der englischen Kapitalisten selbst zu Hilfe gekommen wäre. Sie merkten – wenn auch erst nach Jahrzehnten langer Erfahrung – dass ihr eigenes Geldinteresse durch solche Exzesse in der Arbeitszeit geschädigt wurde. „In den letzten [37] 60 Jahren,“ schreibt *John Rae* (S. 9), „ist es uns jedoch allmählich klar geworden, dass die ganze allmähliche Verlängerung der Arbeitszeit, die der arbeitenden Bevölkerung Englands beinahe das Herz aus dem Leibe fraß, selbst vom Standpunkt des eigenen pekuniären Interesses der Fabrikanten ein schwerer Missgriff war. In ihrer Hast, sich für ihre Auslagen an Maschinerie bezahlt zu machen, ruinierten die Fabrikanten tatsächlich die kostbarste Maschine, die sie hatten,“ nämlich die menschliche Arbeitskraft. Die Erfahrung lehrte unerbittlich, dass die Leistung des Arbeiters, die Erzeugung von Wert und damit von Profit, nicht nur von der *Dauer* der Arbeit, sondern auch von ihrer *Intensität* abhängt. Wenn aber ein Mann, sagen wir, 16 Stunden an der Maschine gestanden hat, so tritt er am nächsten Morgen schon körperlich und geistig ermüdet an die Arbeit und kann, selbst wenn er es will, nicht so intensiv arbeiten, als wenn er nur 8 Stunden tätig gewesen und inzwischen völlig ausgeruht und erfrischt wäre.

Diese Tatsache, welche die deutschen Kapitalisten in merkwürdiger Beschränktheit bis heute nicht einsehen wollen, hatten die großzügigen, kaufmännisch weitblickenden englischen Kapitalisten schon in den 1860er Jahren vollkommen begriffen. Deshalb gaben sie ihren Widerstand gegen die Verkürzung der Arbeitsstunden auf, und seitdem ist für England die Zeit des übermäßig langen Arbeitstages vorüber. (In Deutschland hat leider noch nicht einmal die Revolution von 1918 den allgemeinen 8-Studentag erzwingen können!) Aber das taten die englischen Kapitalisten nicht aus sozialen oder menschlichen Rücksichten, sondern aus geschäftlichem Interesse. Sie taten es, weil durch Verringerung der Arbeitsintensität ihr Profit gelitten hatte; mit anderen Worten: sie taten es zu dem Zweck, die *Intensität der Arbeit* entsprechend zu steigern. Und hierin ließen sie nicht mit sich spaßen. Sie verlangten vom Arbeiter, dass er ihnen jetzt in der verkürzten Arbeitszeit weit mehr leiste, als früher in der langen. Und wieder gab ihnen die Maschine das Mittel in die Hand, dies zu erzwingen. Man ließ nämlich die Maschinen immer schneller laufen, wodurch der Arbeiter gezwungen wurde, immer mehr geistige und körperliche Kraft zu ihrer

¹⁵ Kapital, Bd. I, Kap. 8, 3. Entnommen der Londoner Zeitung *Daily Telegraph*“ vom 14. Januar 1860.

¹⁶ Genaueres hierüber in Julian Borchardt, *Grundbegriffe Wirtschaftslehre*, S. 45 ff.

Bedienung aufzuwenden, und zugleich bürdete man dem einzelnen Arbeiter immer mehr Maschinen zur Bedienung auf. Beschleunigung der Maschinen und Verringerung der Arbeiterzahl hießen die Methoden zur Steigerung der Intensität. Hierfür ein paar Beispiele.

An der Spinnmaschine muss der Arbeiter (oder die Arbeiterin) dem beständig ein- und ausfahrenden Selfaktor folgen, also [38] unaufhörlich einen etwa 1 bis 1½ Meter langen Weg hin und zurückgehen und dabei auf alle Spindeln achten, die sich am Selfaktor in rasender Geschwindigkeit drehen, um etwa abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen. Schon durch Vermehrung der Spindeln am einzelnen Selfaktor wird die Arbeit intensiver, und dies geschah auf das ausgiebigste. Von 80 und 120 Spindeln stieg ihre Zahl auf 240 und noch mehr. Zugleich lief der Selfaktor immer schneller. Der Weg, den der Spinner beim Hin- und Herlaufen in 12 Arbeitsstunden zurücklegte, betrug 1815 nur 8 englische Meilen, 1832 nicht weniger als 20 englische Meilen. 1825 machte der Spinner in 12 Stunden 1640 Auszüge, 1832 in der gleichen Zeit 4400. Der Dampfwebstuhl machte 1819 in der Minute 60 Schläge, 1842 bereits 140 Schläge. In den 7 Jahren von 1856 bis 1862 gingen in den englischen Seidenfabriken folgende Veränderungen vor: die Zahl der Spindeln stieg um 27 Prozent, die Zahl der Webstühle desgleichen um 15½ Prozent. Die Zahl der Arbeiter jedoch, welche diese so stark vermehrten Maschinen zu bedienen hatten, nahm in derselben Zeit um 7 Prozent ab! Innerhalb dieser so verringerten Arbeiterzahl jedoch stieg die Anzahl der Kinder!¹⁷

Es versteht sich, dass mit einer so ungeheuer gesteigerten Intensität der Arbeit auch die Unfälle zunahmen und die Lebens- und Arbeitskraft des Arbeiters viel schneller aufgebraucht wurde, so dass man allmählich in den Zustand hinein kam, dass ein Arbeiter schon mit 45 Jahren „zu alt“ ist und keine Beschäftigung, also keinen Lebensunterhalt mehr findet, weil er nicht mehr leistungsfähig genug ist. Keinem Menschen ist es bisher eingefallen, einen Professor, einen Arzt, einen Pfarrer, einen Bankdirektor mit 45 Jahren als „zu alt“ für ihren Beruf anzusehen. so wurde die Maschine – an sich ein Mittel, die Arbeit zu erleichtern – durch das Profitbedürfnis des Kapitals zu einem Werkzeug, sie auf das grauenhafteste zu erschweren.

Als unmittelbare Wirkung des Profits sind somit bereits nachgewiesen: die Frauen- und Kinderarbeit und damit die Zerstörung des Familienlebens; die unmäßige Verlängerung der täglichen Arbeitsstunden; die übertriebene Erschwerung der Arbeit.

Aber die Maschine in der Hand des Kapitals, als Werkzeug der Profitsteigerung, hat weiter und weiter in das Leben des [39] Arbeiters eingegriffen. Sie ist es, die ihm allen *Lebensinhalt geraubt* hat. Da die Maschine dem Menschen die eigentliche Tätigkeit abnimmt, so liegt es in ihrem Wesen, dass sie die Arbeit vereinfacht und folglich verödet. Eine Arbeit, die nur im Hin- und Herrücken eines Hebels, im Aufschütten von Kohlen oder dergleichen besteht, kann dem Geiste nichts bieten. Aber damit brauchte das *Leben* nicht verödet zu sein. Im Gegenteil. Wenn die Arbeit so einfach ist, dass jeder sie ohne weiteres verrichten kann, dann können die Menschen sich abwechseln. Es brauchte nicht der „Lebensberuf“ eines Menschen zu sein, Tag ein Tag aus, Jahre und Jahrzehnte lang so einfache Handgriffe zu tun. Eine Stunde täglich könnte jeder dazu herangezogen werden, dann könnte ein anderer ihn ablösen, so könnte die Maschine 12 oder 18 Stunden pro Tag laufen, und dennoch bliebe jedem Menschen Zeit zu anderer, nützlicher, anregender Beschäftigung.¹⁸ So könnte man

¹⁷ Diese und noch viele andere Tatsachen sind von Marx zusammengestellt aus den amtlichen Dokumenten der englischen Industrie. Kapital, Bd. I, Kapitel 13.

¹⁸ Selbstverständlich geht das nicht bei *allen* Maschinen. Aber bei vielen geht es. Das Einwerfen von Lumpen in den Shoddy-Reißwolf z. B. kann jeder ohne weiteres besorgen. Wo aber die Arbeit größere Anforderungen an Sachkenntnis und Geschicklichkeit stellt, wie z. B. beim Lokomotivführer, da ist sie auch interessanter und inhaltreicher und verödet das Leben nicht so sehr.

und würde man es einrichten, wenn die Arbeit nur dem Zwecke diene, den sie eigentlich haben soll: Befriedigung des Bedarfs. Aber dabei käme der Profit des Kapitals zu kurz! Wie sollte der Besitzer der Maschine eine solche Ablösung einrichten, ohne jedem einzelnen der beschäftigten Arbeiter entsprechenden Lohn zu zahlen? Insgesamt käme also ein weit höherer Lohn heraus als jetzt, der Profit wäre um so viel kleiner. Der Profit ist es demnach, der das Leben des Arbeiters verödet.

Weil aber für den Durchschnittsarbeiter so gar keine besonderen Fähigkeiten erforderlich sind, weil er nichts gelernt hat und nichts zu lernen braucht, und weil diese inhaltsleere Tätigkeit seine ganze Zeit frisst und ihm Geist und Körper abstumpft, so dass ihm weder Muße noch Frische bleibt, um aus sich heraus etwas zu lernen.¹⁹ deshalb die trübe und graue *Aussichtslosigkeit* des Proletariatsdaseins. Persönliche Eigenart ist gänzlich überflüssig, zum Teil sogar schädlich. Es ist vollkommen gleichgültig, welcher Arbeiter an dieser oder an jener Stelle steht. Der eine wie der andere zählt nicht als Persönlichkeit, sondern als [40] Nummer. Daher denn jene öde *Aussichtslosigkeit* für die Zukunft, für das ganze Leben. Es winkt kein Ziel, nach dem zu eben sich lohnte. Weiter kann er es doch nicht bringen, als er e mit 20 oder 25 Jahren schon gebracht hat.

Und auf die gleiche Ursache geht der *Verlust der persönlichen Freiheit* zurück. An sich versteht es sich ja von selbst; wenn mehrere gemeinschaftlich etwas tun wollen, kann nicht jeder auf eigene Faust handeln. Da muss ein gemeinsamer Plan aufgestellt werden, und dem muss sich jeder unterordnen. Da nun die Maschine von vornherein ein Apparat ist, der das Zusammenarbeiten mehrerer Menschen erfordert, da eine moderne Fabrik einen fein gegliederten Organismus darstellt, worin die Tätigkeit vieler auf das sorgfältigste abgestimmt ineinander greifen muss, so versteht es sich allerdings von selbst, dass jeder einzelne sich an das Ganze anpassen und einfügen muss. Nun aber ist die Maschine und die ganze Fabrik das persönliche private Eigentum des kapitalistischen Unternehmers, und er leitet sie einzig und allein zu dem Zweck, Profit zu machen. Folglich wird der Arbeitsplan zu seiner persönlichen Privatangelegenheit. Er ist es, der ihn ganz allein bestimmt und sämtlichen Arbeitern als Gesetz vorschreibt. Die Arbeiter werden nicht gefragt, ob sie damit einverstanden sind, ja sie erfahren überhaupt nichts von dem Gesamtplan. Sondern jedem einzelnen wird angewiesen, was er zu tun hat, ohne dass er weiß, welchem allgemeinen Zwecke das dient, und Aufseher, Werkmeister und sonstige Vertreter des Kapitalisten müssen ihn antreiben und überwachen. So kommt es, dass seine gesamte Arbeitstätigkeit ein ununterbrochenes Gehorchen und Unterordnen ist. Da aber die Arbeit sein ganzes Leben füllt, so hierdurch die persönliche Freiheit aus seinem Leben überhaupt ausgemerzt. Überdies werden wir an einer späteren Stelle noch sehen, wie und aus welchen Gründen die Abhängigkeit und Unfreiheit auch über die Arbeitsstunden hinaus ins persönlichste Privatleben reicht.

Wenn wir weiter die *Arbeitslosigkeit* ins Auge fassen, jene schreckliche Geißel im Leben des Arbeiters, so muss schon rein äußerlich auffallen, dass sie – ebenso wie die Frauen- und Kinderarbeit – überhaupt erst seit Beginn des Maschinenzeitalters existiert. Freilich hat es auch früher schon Arbeitslosigkeit gegeben, und zu Zeiten trat sie sogar massenhaft auf, wie während und nach dem 30jährigen Kriege. Aber das waren die Folge irgendwelcher besonderen Unglücksfälle wie Krieg, Misswachs, epidemische Krankheiten; es war eine Störung im regelmäßigen Gang des Wirtschaftslebens. Seit [41] Beginn des 19. Jahrhunderts dagegen hat die Arbeitslosigkeit einen ganz anderen Charakter angenommen. Wir

¹⁹ Man denke an die packende Schilderung Zolas (in seinem Roman „Arbeit“) von dem 16jährigen Führer des Dampfhammers.

beobachten seitdem eine regelmäßig wiederkehrende *allgemeine* Arbeitslosigkeit (Krise), und in den dazwischen liegenden Zeiten ist ebenfalls stets eine „industrielle Reservarmee“, d. h. eine große Anzahl Arbeitsloser vorhanden. Die Arbeitslosigkeit gehört zu den regelmäßigen Erscheinungen des Wirtschaftslebens, wenn es richtig funktioniert.

Auch dies liegt an der Verwendung der Maschine zur Profitsteigerung. An sich liegt es ja im Wesen der Maschine, Arbeit zu ersparen. Das ist ihr Zweck: mit weniger Arbeit sollen mehr Produkte erzeugt werden, und das bringt die Maschine zu Stande. Das müsste für alle ein Segen sein. Die Arbeiter, die hierdurch frei werden, könnten sich zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Nutzen mit anderen nützlichen Dingen beschäftigen. Aber wiederum tritt der Umstand dazwischen, dass die Maschine dem Kapitalisten gehört und seinen Profit vermehren soll. *Ihm*, ihrem Besitzer, soll sie Arbeiter und damit Arbeitslohn ersparen. Die überflüssigen Arbeiter werden also einfach entlassen, auf die Straße gesetzt, der Not und dem Elend preisgegeben. Der Kapitalist kann ihnen keine Löhne mehr zahlen, wenn sie nicht mehr für ihn arbeiten.

Dadurch erwächst ihm zugleich der andere Vorteil, dass die stets zahlreich vorhandenen Arbeitslosen – zusammen mit den Frauen und Kindern – durch ihre Konkurrenz den *Arbeitslohn* herabdrücken, so dass auch die *Armut* der Arbeiterklasse sich als direkte Folge der kapitalistischen Profitwirtschaft erweist.

Hiermit wäre denn – freilich sehr kurz und summarisch der Nachweis erbracht, dass alle die Übelstände, aus denen sich das soziale Elend der Arbeiterklasse zusammensetzt, eine Folge sind des Profites, d. h. der kapitalistischen Produktion. Und es ergibt sich die Schlussfolgerung, dass zur Beseitigung des Elends nicht eine direkte Einwirkung auf den Willen der Menschen erforderlich ist, sondern die *Beseitigung der kapitalistischen Produktion*.

Und das ist in der Tat der grundlegende und Hauptgedanke des Sozialismus in allen seinen Richtungen; ein Gedanke, an den sich natürlich sofort eine ganze Reihe weiterer Gedankengänge und Fragen anschließen.

4. Utopischer Sozialismus und wissenschaftlicher Sozialismus.

Der von *Karl Marx* begründete moderne Sozialismus, in dessen Lehre hier eingeführt werden soll, führt bekanntlich den Namen *wissenschaftlicher* Sozialismus. Diese Bezeichnung soll ihn von anderen sozialistischen Richtungen unterscheiden, insbesondere von dem sogenannten utopischen Sozialismus. Betrachten wir also zunächst, was es mit dem letzteren auf sich hat.

Gemeinsam ist allen sozialistischen Richtungen das Ziel: die Arbeiter von Not und Elend zu befreien. Gemeinsam ist ihnen ferner die Überzeugung, dass die Ursache des Elends nicht im menschlichen Willen liegt, sondern in den Zuständen und Verhältnissen, worin die Menschen leben, d. h. in der kapitalistischen Produktion. Gemeinsam ist ihnen deshalb auch die Schlussfolgerung, dass zur Beseitigung des Elends die Beseitigung der kapitalistischen Wirtschaft notwendig ist.

Das sind die Ansichten und Überzeugungen, die den Sozialisten an sich ausmachen, ihn unterscheiden vom Gegner, vom Bourgeois. Wer diese Ansichten und Überzeugungen nicht teilt, für falsch hält, der ist eben kein Sozialist.

Nun aber hat es in früheren Jahrzehnten Sozialisten gegeben, die glaubten, die Zustände ließen sich künstlich ändern, der Kapitalismus ließe sich *künstlich* beseitigen. Es sei vor allen Dingen nötig zu zeigen, wie eine menschliche Gesellschaft ohne Kapitalismus, ohne Profit aussehe und dass sie existieren, sogar besser existieren könne als die kapitalistische. Für ihre erste und dringendste Aufgabe – nächst der genauen Schilderung und Kritik der gegenwärtig vorhandenen sozialen Zustände – hielten sie es daher, ein *Modell einer sozialistischen Gesellschaftsordnung*, einen Plan vom „Zukunftsstaat“ zu entwerfen und den Menschen vorzuführen. Zunächst durch das propagandistische Wort, wenn irgend möglich aber auch durch das lebendige Experiment. Dann würden ja die Menschen Vernunft annehmen, würden die Vollkommenheit und Vortrefflichkeit dieses Ideals anerkennen, würden einsehen, dass in solch einem sozialis- [43] tischen Staat nicht nur die Elenden und Gedrückten, sondern *alle* Menschen, auch die heute Reichen, weit besser leben könnten, und würden dann eben diesen Zukunftsstaat einführen, durch Gesetze oder Verordnungen oder wie man sonst Änderungen in den Staatsverfassungen einführt.

So beschreibt Engels²⁰ jene Sozialisten:

„Die Gesellschaft bot nur Misstände; diese zu beseitigen, war Aufgabe der denkenden Vernunft. Es handelte sich darum, ein neues, vollkommeneres System der gesellschaftlichen Ordnung zu erfinden und dies der Gesellschaft von außen her, durch Propaganda, womöglich durch das Beispiel von Muster-Experimenten aufzuoktroyieren.“

Das also ist das Wesentliche an jener Richtung des Sozialismus, dass er seine Hauptaufgabe darin sah, ein Modell vom Zukunftsstaat zu entwerfen. Solch eine Zukunftsphantasie nennt man mit einem Fremdwort eine Utopie (Griechisch: u – nein, topos – Ort, also Nirgendwo). Deshalb nennt man die ganze Richtung: *den utopischen Sozialismus*.

²⁰ Friedrich Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. Ausgabe 1891 (Berlin, Vorwärts-Verlag), S. 11.

Dem steht nun unser moderner, von Marx begründeter Sozialismus geradezu unversöhnlich gegenüber. All und jede Zukunftsphantasie wird von ihm ein für alle Mal verworfen. Mit Utopistereien und Phantastereien über die Zukunft hat er nichts zu tun. *Er stellt sich streng und nüchtern auf den Boden der Wissenschaft.* Deshalb nennen wir ihn den wissenschaftlichen Sozialismus.

Was aber bedeutet das: er stellt sich streng und nüchtern auf den Boden der Wissenschaft?

Um das zu verstehen, werden wir uns vorerst fragen müssen: *was ist Wissenschaft?*

Das ist nun eine Frage, deren Beantwortung keineswegs so schwerfällt, wie es dem, der keine wissenschaftliche Ausbildung genossen hat, vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag.

Zur Wissenschaft – das liegt im Wort – gehört vor allen Dingen ein *Wissen*. Was aber kann man denn wissen? Zunächst *Tatsachen*, d. h. Dinge, die wirklich vorhanden sind oder vorhanden waren. Damit ist schon gesagt, dass die Wissenschaft sich nur auf Tatsachen stützen darf. Und darin liegt bereits weiter, dass ihr Arbeitsgebiet zunächst *nicht die Zu- [44] kunft, sondern nur die Gegenwart und die Vergangenheit* sein kann. Denn Tatsachen gibt es nicht in der Zukunft, Tatsachen gehören entweder der Gegenwart oder der Vergangenheit an.

Also das müssen wir vor allen Dingen festhalten: Wissenschaft befasst sich nicht mit Phantastereien und Prophezeiungen über das, was in der Zukunft vielleicht einmal sein *könnte, möchte, dürfte*, sondern mit dem, was in der Gegenwart wirklich vorhanden ist und in der Vergangenheit wirklich vorhanden war. Kenntnis von Tatsachen, Kenntnis von Gegenwart und Vergangenheit, davon muss alle Wissenschaft ausgehen.

Aber das genügt noch nicht. Man kann noch mehr wissen, außer den Tatsachen, man kann noch die *Zusammenhänge* der Tatsachen wissen. Darunter ist das zu verstehen, was man gewöhnlich *Ursache und Wirkung* nennt.

Und endlich gehört zur Wissenschaft noch ein Drittes. Wie nämlich haben die Menschen zu der Kenntnis von Tatsachen und deren Zusammenhängen, ohne die keine Wissenschaft möglich wäre, gelangen können? – Sie haben danach gesucht, geforscht. So gehört also die Forschung ebenfalls wesentlich mit zur Wissenschaft, denn ohne *Forschung* würde es ja überhaupt kein Wissen geben.

Diese drei Erfordernisse zusammen machen das Wesen der Wissenschaft aus:

1. die Kenntnis von Tatsachen,
2. die Kenntnis ihrer Zusammenhänge,
3. die Forschung nach immer weiterer Kenntnis.

Damit, wie gesagt, ist gegeben, dass die Wissenschaft sich durchaus auf Tatsachen, d. h. auf Gegenwart und Vergangenheit stützen, dass sie alle Utopien über die Zukunft ablehnen muss. Aber freilich darf man das nicht so verstehen, als ob der Wissenschaft nun all und jede Beschäftigung mit der Zukunft verboten wäre, als ob all und jede Beschäftigung mit der Zukunft unter allen Umständen unwissenschaftlich wäre. Das hieße nun, auch wieder weit übers Ziel hinausschießen. Vielmehr beschäftigt sich die Wissenschaft auch mit der Zukunft. *Jede Wissenschaft tut das, nicht nur die Sozialwissenschaft.* Es kommt nur darauf an, wie sie es tut. Es gibt eine wissenschaftliche und eine unwissenschaftliche Beschäftigung mit der Zukunft. Jedermann weiß z.B., dass die Astronomie (Sternkunde), die doch gewiss eine ganz nüchterne Wissenschaft ist und nur mit Zahlen und Tatsachen operiert, uns prophezeit, was in Zukunft geschehen wird. Sonnen- [45] finsternisse, Mondfinsternisse, Erscheinungen von Kometen usw. werden auf Jahrhunderte und Jahrtausende mit Sicherheit vorausgesagt, und

keinem Menschen fällt es ein, so etwas als „unwissenschaftlich“ zu verwerfen. In kleinerem Rahmen und minder auffällig tun alle Naturwissenschaften dasselbe. Der Chemiker, der in der Retorte bestimmte Stoffe unter bestimmten Umständen mischt, weiß genau vorher, was sich da ereignen wird.

Daneben gibt es andere Leute, die ebenfalls aus den Sternen die Zukunft prophezeien, Astrologen, Sterndeuter, Wahrsager. Ihnen sprechen wir die Wissenschaftlichkeit ab. Ihr Verfahren nennen wir unwissenschaftlich. – Was ist nun für ein Unterschied zwischen ihrem Tun und den wissenschaftlichen Prophezeiungen der Astronomie?

Einfach dieser: Der Astronom hat *zuvor die Tatsachen genau kennen gelernt*, die Bewegungen der Sterne, wie sie gegenwärtig sich vollziehen und früher sich vollzogen haben, und ebenso die Zusammenhänge ihrer Bewegungen. Und erst nachdem er das alles genau weiß, kann er aus dieser Kenntnis der Tatsachen, unter der Voraussetzung, dass nichts Unbekanntes dazwischenkommt, einzelne bestimmte Schlüsse auf zukünftige Bewegungen ziehen. *Einzelne bestimmte Schlüsse*, nicht mehr! Der Sterndeuter dagegen weiß von all diesen Dingen nichts, sondern prophezeit auf blauen Dunst.

Damit haben wir den ganzen Unterschied: Wissenschaftlich ist eine Beschäftigung mit der Zukunft dann, wenn sie sich stützt auf genaue Kenntnis der Gegenwart und Vergangenheit (d. h. Tatsachen und Zusammenhänge), und wenn sie sich darauf schränkt, aus dieser Kenntnis einzelne bestimmte Schlüsse ziehen.

Das alles gilt natürlich auch für den wissenschaftlichen Sozialismus. Selbstverständlich muss dieser sich mit der Zukunft beschäftigen. Er würde einfach seiner Aufgabe ausweichen, wollte er die Beschäftigung mit der Zukunft als „unwissenschaftlich“ ablehnen. Denn, entgegen einem sehr verbreiteten Glauben, ist ja der wissenschaftliche Sozialismus keine Wissenschaft. Er *beruht* auf der Wissenschaft und deshalb trägt er zu Recht den Namen „wissenschaftlicher Sozialismus“. Aber er selbst ist keine Wissenschaft, sondern eine Tätigkeit, die in die Zukunft hineinreicht. Das Verhältnis zwischen ihm und der Sozialwissenschaft ist das gleiche, wie zwischen Technik und Naturwissenschaft. Aufgabe der Wissenschaft ist einzig und allein, die Wahrheit zu suchen, d. h. die Zusammenhänge festzustellen, die auf dem von ihr bearbeiteten Gebiet obwalten. Das tut zum Beispiel die Mathematik, [46] die Physik, die Chemie, und vermitteln uns dadurch eine Reihe von Kenntnissen. Hinterher kommt dann der Techniker und benutzt die vermitteltst der Wissenschaft erworbenen Kenntnisse, um irgendetwas Praktisches zu leisten, z. B. eine Brücke zu bauen oder eine elektrische Bahn anzulegen. Genau ebenso begrenzt sich Aufgabe der Sozialwissenschaft (Wirtschaftslehre, Statistik, Geschichte usw.) darauf, die Zusammenhänge zu ergründen, die im Gesellschaftsleben der Menschen wirklich vorhanden sind. Sie soll nur also nur Kenntnisse vermitteln, nur Tatsachen zeigen. Der Sozialismus dagegen soll die von ihr gelieferten Kenntnisse benutzen, um eine bestimmte Aufgabe zu lösen, also in die Zukunft hinein zu wirken.

Demgemäß kann er sich einer Beschäftigung mit der Zukunft nicht entziehen. Nur muss sie wissenschaftlich sein. Das bedeutet, wie wir soeben gezeigt haben: sie muss sich auf die Kenntnis der Tatsachen in Gegenwart und Vergangenheit stützen und muss sich darauf beschränken, aus ihnen einzelne bestimmte Schlüsse die Zukunft zu ziehen.

Aus all dem folgt, dass wir, um den wissenschaftlichen Sozialismus kennen zu lernen, *zunächst* allerdings die Zukunft gänzlich aus dem Spiel lassen müssen. Nicht mit ihr dürfen wir beginnen, denn das würde ein Herumraten auf blauen Dunst sein, nach Art der Sterndeuter und Wahrsager. Sondern zuerst müssen wir uns eine möglichst genaue Kenntnis der Tatsachen in Gegenwart und Vergangenheit zu verschaffen suchen, und erst

wenn wir die besitzen, wird es Zeit sein zu fragen, ob und welche Schlüsse sich daraus für die Zukunft ziehen lassen.

In diesem Sinne haben wir bereits gearbeitet. Wir haben den bisherigen Kapiteln die sozialen Tatsachen der Gegenwart betrachtet, haben die Leiden der Arbeiterklasse festgestellt, die den Inhalt der sozialen Frage ausmachen, und wir haben als deren Ursache die kapitalistische Produktion erkannt.

An diese Beschäftigung mit den Tatsachen der Gegenwart muss sich nunmehr das Studium der Vergangenheit schließen.

5. Wirtschaftsgeschichte I.

Selbstverständlich ist nicht daran zu denken, dass wir sämtliche sozialen Tatsachen aus allen Zeiten der Vergangenheit in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen. Abgesehen davon, dass sie gar nicht alle bekannt sind, wäre das so gewaltig viel, dass auch das längste Menschenleben nicht ausreicht, um ein solches Studium zu beenden. Wir müssen von vornherein unter den bekannten Tatsachen der Vergangenheit eine Auswahl treffen. Aus dem ungeheuren Gebiet müssen wir dasjenige aussuchen, was für unsern Zweck das Wichtigste ist.

Das ist offenbar die Frage, *wie in der Vergangenheit der Kapitalismus entstanden sei*. Die Antwort auf diese Frage zu suchen, darauf muss sich unser Studium der Vergangenheit beschränken.

Doch auch in dieser Beschränkung ist die Aufgabe noch riesengroß. Denn um zu erkennen, wie der Kapitalismus entstanden ist, müssen wir in vorkapitalistische Zeiten zurückgehen. Und um deren Werden zu verstehen, müssen wir immer weiter zurückgehen bis zum Anfang der menschlichen Entwicklung überhaupt, soweit unsere historischen Kenntnisse reichen.

Es ist klar, dass wir davon hier nur einen kurzen, summarischen Überblick geben können, im Grunde nicht mehr als Andeutungen und Anregungen, deren Vertiefung und Ausbau dem Einzelnen unter Benutzung grundlegender Spezialwerke überlassen bleiben muss. Um uns dabei nicht ins Bodenlose zu verlieren, wählen wir aus dem auch in dieser Beschränkung immer noch riesengroßen Gebiet einen bestimmten, uns naheliegenden Teil aus, nämlich *die soziale Geschichte des deutschen Volkes*.

Zu Beginn unserer Zeitrechnung und etwa 100 Jahre früher lebten die Deutschen – von den Römern Germanen genannt – schon im heutigen Deutschland. Auch die jetzt von Polen und Wenden besetzten Gegenden waren von ihnen bewohnt. Ihre Wirtschaftsweise war ungefähr dieselbe, wie sie bei allen Völkern [48] in einer Zeit primitiver Kultur gefunden worden ist: die sogenannte *Eigenproduktion*. Damit ist ein Zustand gemeint, in welchem jeder das, was er braucht, selber macht. Von Kaufen und Verkaufen weiß man noch nichts. Jedoch ist das nicht so gemeint, dass jeder *Einzelne* für sich allein arbeitet, um seine persönlichen Bedürfnisse zu decken – einen solchen Zustand kennen wir im ganzen Verlauf der Weltgeschichte überhaupt nicht – sondern sie arbeiten in Gruppen gemeinschaftlich. Die Gruppe war bei den Germanen der Haushalt, die Familie. Die Mitglieder des Haushalts also arbeiteten gemeinsam und fertigten das an, was der Haushalt brauchte.²¹ Die Germanen waren damals noch kein vollkommen sesshaftes Volk. Über den Zustand des eigentlichen Nomadenlebens waren sie zwar schon hinaus. Sie betrieben schon etwas Ackerbau, aber nur eben in den ersten Anfängen. Das ganze Land war noch von Urwald bedeckt, und darin zogen die germanischen Stämme unaufhörlich hin und her; es war eine einzige ungeheure Völkerwanderung, die noch Jahrhunderte lang andauerte. Nächst der Kriegsbeute erwarben sie ihre Nahrung vornehmlich durch die Jagd und nur erst ganz wenig durch gelegentliche Feldbestellung. In solchen Fällen wurde das Feld gemeinsam angebaut und die Ernte verteilt. So berichtet der römische Feldherr Cäsar 50 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung,

²¹ Um falschen Vorstellungen vorzubeugen, sei bemerkt, dass auch bereits ein primitiver Handel mit anderen Völkern existierte. Genaueres hierüber gehört nicht hierher, sondern ist aus jeder deutschen Wirtschaftsgeschichte zu ersehen.

der selbst in Germanien gewesen. Der römische Schriftsteller Tacitus, der etwa 150 Jahre nach Cäsar lebte, erzählt, dass das Ackerland alle Jahre von den Bebauern abwechselnd in Besitz genommen wurde. Jedoch ist Tacitus nie in Deutschland gewesen, er berichtet nur von Hörensagen, und überdies verfolgte er mit seinen Schriften bestimmte politische Partezwecke, so dass man gegenüber dem, was er als Tatsachen erzählt, sehr vorsichtig sein muss. Einen vollständig klaren Einblick in das Wirtschaftsleben der Germanen haben wir also nicht, wir können uns nur ein ungefähres Bild davon machen. Danach waren die Germanen um jene Zeit gerade im Begriff, sich über den Zustand der Eigenproduktion ein wenig zu erheben.

Nun ist ein Faktor zu beachten, der in der gesamten Wirtschaftsgeschichte von hervorragender Bedeutung ist, ja ihr Verständnis überhaupt erst ermöglicht, nämlich: Die Bedürfnisse der Menschen stehen niemals still, sondern nehmen unaufhörlich zu. [49] Denn erstens wächst ja die Zahl der Menschen beständig. Bei jedem Volke, das überhaupt in der Geschichte weitergekommen ist und eine Bedeutung erlangt hat, ist ganz regelmäßig jede folgende Generation zahlreicher gewesen als die vorhergehende. Das versteht sich ja von selbst, denn Stillstand ist hier gleichbedeutend mit Rückgang, und ein solches Volk wäre nach kurzer Zeit – höchstens ein paar Generationen – aus der Geschichte verschwunden. Die bloße Tatsache der geschichtlichen Existenz eines Volkes ist also geradezu gleichbedeutend mit seiner fortwährenden Zunahme. – Zweitens aber wachsen die Bedürfnisse jedes Einzelnen. Darin besteht ja gerade der Fortschritt der Kultur, dass in der späteren Generation jeder Einzelne mehr und mannigfaltigere Bedürfnisse hat als in der früheren.

Insgesamt wachsen also die Bedürfnisse, die befriedigt werden müssen, enorm und geschwind.

Um diese stets wachsenden Bedürfnisse zu befriedigen, musste stets die *Produktivität der Arbeit gesteigert* werden. Das heißt, bei Strafe des Unterganges waren die Menschen gezwungen, immer und immer Mittel und Wege zu finden, die es ihnen ermöglichten, mit demselben Aufwand von Arbeit mehr Produkte fertig zu bringen.

Und so sehen wir denn in der Tat im ganzen Verlauf der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag die Menschen emsig und unablässig damit beschäftigt, solche Mittel und Wege zu suchen.

Der erste Schritt auf diesem Wege war die *Teilung der Arbeit*. Man blieb nicht bei der Eigenproduktion, wo jeder alles machte, sondern man spezialisierte sich: der eine machte dies, der andere das. Es bildeten sich die verschiedenen Berufe, das Handwerk entstand.

Dies hat außerordentlich lange gedauert. Die Griechen z. B. waren schon zur Zeit des Dichters Homer – 900 Jahre vor Christus – längst über die reine Eigenproduktion hinaus. Aber erst im Römischen Kaiserreich, 300 bis 400 Jahre nach Christus, war das Handwerk voll entwickelt. Das umfasst also einen Zeitraum von 1200 bis 1500 Jahren. Dann aber wurde das Römische Reich von den Germanen erobert, und diese lebten selbst im 5. und 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch in primitiveren Zuständen als die Griechen zur Zeit Homers. Für sie begann also diese ganze Entwicklung wieder von vorn, und sie brauchten nochmal über 1000 Jahre, bis sie das voll entwickelte Handwerk herausgebildet hatten. Das war erst ums Jahr 1500, am Ende des Mittelalters, der Fall. [50]

Hand in Hand hiermit ist eine andere Entwicklung gegangen. Kehren wir nochmal zur Eigenproduktion zurück, so versteht sich – wie bereits bemerkt – von selbst, dass da nichts gekauft wird. Denn jeder findet ja in der eigenen Gemeinschaft, was er braucht. Sobald jedoch das Handwerk entstanden und zu einer gewissen Ausdehnung gelangt ist, so muss man natürlich anfangen zu kaufen und zu verkaufen. Denn wenn einer Stiefel und nichts als

Stiefel macht, so kann er seinen Bedarf nur durch den Verkauf der Stiefel decken. Im deutschen Mittelalter zwar waren die Handwerker zuerst Leibeigene, die für die Bedürfnisse der Herrschaft arbeiteten, und von der Herrschaft ihren Unterhalt bekamen. Da aber durch die Teilung der Arbeit deren Produktivität immer mehr stieg, so kam die Zeit, wo die Handwerker mehr produzierten, als die Herrschaft brauchen konnte, und so fingen sie an zu verkaufen.

Das Verkaufen macht dem Handwerker zunächst wenig Beschwer. Er besorgt es nebenbei, seine eigentliche Tätigkeit ist das Produzieren. Auch bietet der Absatz keine Schwierigkeit. Handelt es sich doch nur um die Versorgung der nächsten Nachbarschaft, deren Bedarf er in der Regel genau kennt. In späteren Jahrhunderten, nachdem die Handwerker die Leibeigenschaft abgeschüttelt hatten und in manchen Städten sogar zur herrschenden Klasse geworden waren, organisierten sie sich zu Zünften, welche den Absatz für jeden einzelnen genau regelten.

Aber die Produktivität der Arbeit steigt immer mehr. Immer größer werden die Produktmassen, die verkauft werden müssen. Das Verkaufen erfordert immer mehr *Zeit* und macht dem Handwerker immer mehr Abbruch an seiner produktiven Tätigkeit. Zugleich weitet sich der Markt. Man verkauft nicht mehr bloß an die nächste Nachbarschaft, sondern nach fremden Städten, nach fremden Ländern. Dies erfordert Überblick über die dortigen Bedürfnisse, also speziell *kaufmännische Kenntnisse*, mit denen der Handwerker sich nicht abgeben kann, weil anderes zu tun hat. Endlich erfordert es auch speziell kaufmännische *Befähigung*. Es kann einer, sagen wir, ein sehr tüchtiger Uhrmacher sein, der die allerbesten Uhren anzufertigen versteht. Aber wenn nachher der Käufer in den Laden kommt, steht vielleicht dieser selbe geschickte Uhrmacher in der größten Verlegenheit und bringt es nicht fertig, dem Kunden das zu zeigen und anzupreisen, was er braucht. Uhren *machen* und Uhren *verkaufen* ist zweierlei; beides will verstanden, beides gelernt sein. [51]

So kommt die Zeit, wo der Handwerker das Verkaufen überhaupt nicht mehr neben seiner produktiven Tätigkeit besorgen kann, sondern die Vermittlung des *Kaufmanns* in Anspruch nimmt.

Kaufleute gab es schon längst. In den ältesten Zeiten waren das Landfremde gewesen, z. B. Römer oder Juden. Im 9. und 10. Jahrhundert begannen die fremden Kaufleute in den inzwischen geschaffenen Städten die ursprünglich nichts anderes waren als ummauerte Plätze oder Höfe zur Abhaltung von Märkten – Stapellager und Niederlassungen anzulegen, wobei u. a. auch die Judenviertel entstanden. Der Handel war also da und sogar schon in voller Blüte. Er übernahm nun mehr und mehr auch den Vertrieb der Erzeugnisse des heimischen Handwerks, während bis dahin seine Aufgabe hauptsächlich die Besorgung ausländischer Produkte gewesen war.

Jetzt erst treten wir in das Zeitalter der vollen *Warenproduktion*, übrigens zunächst nur für die Industrie, noch nicht für die Landwirtschaft. Das Handwerk muss sich in seiner ganzen Tätigkeit mehr und mehr den Bedürfnissen des Verkaufs anpassen, während die Landwirtschaft noch zum überwiegenden Teil den Bedürfnissen der Produzenten selbst dient. Die Handwerker jener Zeit waren allesamt Ackerbürger. Sie lebten zum großen Teil von den Erzeugnissen ihrer eigenen Landwirtschaft, die sie neben ihrem Handwerk innerhalb der Stadtmauern, manchmal jedoch auch außerhalb, betrieben. Jedoch war auch die Landwirtschaft, durch Lieferung des Rohmaterials für das Handwerk, mit dem Handel verflochten und seinem Einfluss ausgesetzt.

Nun besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Verkaufen des Handwerkers und dem des Kaufmanns. Ein Schuhmacher z. B. beginnt seine Verkaufstätigkeit mit dem Besitz von Stiefeln. Die verkauft er und bekommt dafür Geld, womit er sich irgendeine

andere Ware kauft, die er braucht, sagen wir neues Leder oder einen Rock, einen Tisch, Nahrungsmittel usw. Zusammengefasst sieht also seine Handelstätigkeit so aus:

Ware - Geld - Ware (W - G - W).

Das bedeutet: er tauscht eine Ware um gegen Geld, wofür er sich eine andere Ware eintauscht. Erst mit dem Erwerb der neuen Ware ist der Handel für ihn abgeschlossen. Sein Zweck war, eine Ware, die er nicht selbst konsumieren kann, fortzugeben, um dafür eine andere, für seinen Konsum benötigte, zu bekommen. [52]

Beim Kaufmann sieht der Handel gerade umgekehrt aus. nehmen wir z. B. den Kaufmann, der unserm Schuhmacher den Vertrieb der Stiefel abnimmt. Er will Stiefel verkaufen, aber zunächst hat er gar keine. Er muss selbst erst kaufen. Schon der Ausgangspunkt ist also für ihn ein anderer. Der Handwerker hat den Handel mit dem Besitz von Ware begonnen, der Kaufmann beginnt ihn mit dem Besitz von Geld. Für dieses Geld kauft er sich erst die Stiefel, um sie dann wieder zu verkaufen. Für ihn sieht also das Geschäft wie folgt aus:

Geld - Ware - Geld (G - W - G).

Der *Handwerker* tauscht eine Ware um gegen eine andere Ware. Das Geld diente ihm nur als Mittel, um zwei verschiedene Waren gegeneinander umzutauschen. Zweck der Operation war Befriedigung seines Konsumbedürfnisses.

Der *Kaufmann* tauscht eine Summe Geldes um gegen eine andere Summe Geldes. Ihm dient gerade umgekehrt die Ware nur als Tauschmittel für die beiden Geldsummen. Und der Zweck der Operation ist für ihn - -? Nun, selbstverständlich der, dass die zweite Geldsumme größer sein soll als die erste. Wenn er die Stiefel, sagen wir, für 10 Mk. an den Mann bringt, zahlt er dem Handwerker keine 10 Mk. dafür, sondern vielleicht nur 8 Mk. Trotzdem hat auch der Handwerker Vorteil bei dem Geschäft. Denn er kann nun ungestört bei seiner Arbeit bleiben und verdient dadurch mit seinen 8 Mark mehr, als wenn er für 10 Mark den riesigen Zeitverlust auf sich nehmen müsste, den ihm das Verkaufen, das Aufsuchen der Kundschaft, der Überblick über die Bedürfnisse des Marktes usw. verursachen würde.

Jedenfalls, der Kaufmann verfolgt bei der ganzen Operation nur den Zweck, aus Geld mehr Geld zu machen. Profit soll ihm der Handel einbringen. Deshalb ist der Kaufmann von vornherein ein *Kapitalist*. Denn ein jedes Vermögen, das zur Erwerbung von Profit verwandt wird, ist *Kapital*.

Hieraus folgt: sobald es Handel gibt, gibt es auch Kapital und Kapitalisten. Im Altertum, bei den Phöniziern, in Athen, Korinth, Karthago, Rom hat es hoch entwickelten Handel gegeben, folglich auch Kapital und Kapitalisten. Desgleichen bei den alten Germanen und in höchstem Maße im Mittelalter mit seinem Hansabund und seinen Fuggern und Welsern. Es gab Kapital und Kapitalisten; aber es gab noch keinen *Kapitalismus*, noch keine *kapitalistische Produktion*.

Das will sagen: in all jenen früheren Zeiten hat das Kapital sich nur mit Handel und Wucher und dergleichen Dingen be- [53] schäftigt, aber es hat *noch nicht in die Produktion eingegriffen*. Dies geschah erst am Ende des Mittelalters, und damit erst beginnt das Zeitalter des Kapitalismus, die kapitalistische Wirtschaft und Gesellschaft.

Der wichtigste Grund der Neuerung war wohl der, dass das Handwerk in seiner alten Verfassung die immer steigende Nachfrage des Handels nicht mehr befriedigen konnte, und dass zu gleicher Zeit die zünftigen Meister immer mehr darauf sann, sich die Konkurrenz ihres eigenen Nachwuchses vom Leibe zu halten. „Man suchte zu diesem Zweck,“ erzählt

Otto in seinem Buch über das deutsche Handwerk (S. 76) „die Bedingungen der Aufnahme in die Zunft, der Erlangung des Meisterrechts nach Möglichkeit zu erschweren. Die von Lehrlingen und Gesellen zu entrichtenden Aufnahme- und Einschreibgebühren wurden erhöht, verdoppelt, vervielfacht. Die von ihnen zu leistende mäßige Weinspende wurde allmählich durch die Verpflichtung ersetzt, den Genossen, – wohl auch ihren Familien – ein teures Mahl mit Braten und Wein zu geben. Für ‚unehrlich‘ galten fortan nicht nur diejenigen, die selbst ein ‚unredliches‘ Gewerbe betrieben hatten, sondern auch deren Kinder und Nachkommen und wer mit einem Unehrliehen irgendwie verwandt oder verschwägert war. Unfähig zum Handwerk war, wer einen Erhängten abgeschnitten, wer mit einem Unredlichen gespeist oder getrunken, wer eine Katze oder einen Hund tot geworfen hatte. Ja, es wurde einem Gesellen der Erwerb des Meisterrechts aus dem Grunde verweigert, weil er ein neben ihm in der Werkstatt tot gefallenes Kind aufzuheben sich vermessen hatte.“ Beim Meisterstück besonders zeigte es sich, dass es darauf abgesehen war, dem Gesellen die Erwerbung des Meisterrechts durch allerlei Ränke und Kniffe zu verleiden. „Das Meisterstück musste aus teurem Material gearbeitet sein. Die vorgeschriebene Ausführung war derart, dass sie lange Zeit und übergroße Mühe erforderte. Man verlangte die Anfertigung von Stücken, die – weil längst außer Mode gekommen – nicht verkauft werden konnten. Die unsinnigsten und übertriebensten Aufgaben wurden gestellt.“ Von all diesen Schikanen waren aber die Söhne, Schwiegersöhne und Witwen der zünftigen Meister ausgenommen.

Die ehrsamten Zunftmeister glaubten sehr schlau zu verfahren, als sie dieses Absperrungssystem ersannen. Und sie erreichten auch zunächst ihren Zweck: die Zahl der Meister wurde [54] niedrig gehalten, die Konkurrenz, die sie vor der Nase sahen, wurde eingeschränkt. Aber eben dadurch erzogen sie sich selbst eine andere, weit gefährlichere, zuletzt tödlich wirkende Konkurrenz. Man konnte die ausgebildeten Gesellen hindern, Meister zu werden, aber man konnte sie nicht hindern zu existieren. Es entstand nach und nach ein zahlreiches Proletariat von Leuten, die Handwerk genauso gut verstanden wie die Zunftmeister, die aber nicht Meister werden konnten und deshalb nicht recht zu leben hatten. Auf diese griff das Kaufmannskapital zurück, als das Handwerk seinen wachsenden Bedarf nicht mehr befriedigte. Der Kaufmann nahm dann eben solche brotlos gewordenen Gesellen in seinen Dienst und ließ sie in seiner Werkstatt für seine Rechnung arbeiten. Damit greift das Kapital zum ersten Mal in die Produktion ein: die kapitalistische Produktion ist da.

Schon in dieser ersten und primitivsten Form erwies sich die kapitalistische Produktion sofort dem Handwerk überlegen. Der Kapitalist errichtete natürlich von vorn herein eine größere Werkstätte, worin er nicht einen, sondern mehrere, möglichst viele Gesellen beschäftigte. Was hätte er an einem einzelnen verdienen können! Das bloße Zusammenarbeiten (*die Ko-operation*) war aber produktiver und deshalb billiger als die vereinzelte Tätigkeit des Zunftmeisters. Alle Gründe dafür angeben, (die in Marx' „Kapital“, Bd. I, Kap. 11, ausführlich dargelegt sind) würde hier zu weit führen. Nehmen wir es als historisch feststehend hin. Es zeigte sich hier zum ersten Mal mit einer Deutlichkeit die Tatsache, die den innersten Grund alles geschichtlichen Werdens gibt, die Tatsache nämlich, dass gemeinschaftliche (kollektive) Arbeit mehr Produkte liefert als vereinzelte (isolierte oder individuelle).

Von hier aus ist das Kapital mit Bewusstsein den Weg gegangen, durch immer weiter gehende Vergesellschaftung (Kollektivierung) der Arbeit deren Ergiebigkeit (Produktivität) immer mehr zu steigern.

Nicht lange blieb das Kapital bei der einfachen Kooperation. Es steigerte sie bald durch planmäßiges Hand-in-Handarbeiten. Lassen wir uns das wieder von Karl Marx („Kapital“,

Band I, Kapitel 12) beschreiben: „Entweder werden Arbeiter von verschiedenartigen selbständigen Handwerken, durch deren Hände ein Produkt bis zu seiner letzten Reife laufen muss, in einer Werkstatt unter dem Kommando desselben Kapitalisten vereinigt. Z. B. eine Kutsche war das Gesamtprodukt der Arbeiten einer großen Anzahl unabhängiger Hand- [55] werker, wie Stellmacher, Sattler, Schneider, Schlosser, Gürtler, Drechsler, Posamentierer, Glaser, Maler, Lackierer, Vergolder usw. Die Kutschen*manufaktur* vereinigt alle diese verschiedenen Handwerker in einem Arbeitshaus, wo sie einander gleichzeitig in die Hand arbeiten. ... Ebenso entstand die Tuchmanufaktur und eine ganze Reihe anderer Manufakturen aus der Kombination verschiedener Handwerke unter dem Kommando desselben Kapitals. Die Manufaktur entspringt aber auch auf entgegengesetztem Wege. Es werden viele Handwerker, die dasselbe oder Gleichartiges tun, z. B. Papier oder Typen oder Nadeln machen, von demselben Kapital in derselben Werkstatt beschäftigt. Jeder dieser Handwerker ... arbeitet (zunächst) in seiner alten handwerksmäßigen Weise fort. Indess veranlassen bald äußere Umstände, die Vereinigung der Arbeiter in demselben Raum und die Gleichzeitigkeit ihrer Arbeiten anders zu vernutzen. Es soll z. B. ein größeres Quantum fertiger Waren in einer bestimmten Frist geliefert werden. Die Arbeit wird daher verteilt. Statt die verschiedenen Operationen von demselben Handwerker nacheinander verrichten zu lassen, wird jede einem anderen Handwerker zugewiesen und alle gleichzeitig ausgeführt. Diese zufällige Verteilung wiederholt sich, zeigt ihre eigentümlichen Vorteile und wird nach und nach zur systematischen Teilung der Arbeit.“

Die vollendete kapitalistische *Manufaktur* war die Betriebsform dreier Jahrhunderte, etwa von der Mitte des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Was sie von der einfachen Kooperation unterscheidet, ist, wie die obige Darstellung von Marx zeigt, die *Planmäßigkeit* der Arbeit. Vordem hatte der Kapitalist nur die einzelnen Handwerker zusammengerafft und, statt sie in viele kleine Werkstätten zu zerstreuen, in einer großen Werkstatt vereinigt. Es war eine rein mechanische Zusammenführung gewesen, und so war es in gewissem Sinne ganz zufällig, lag jedenfalls nicht in der vorher gefassten Absicht der Mitwirkenden, dass sich daraus eine größere Produktivität der Arbeit ergab. Dann aber geht die zufällige, nur äußerliche Vereinigung der Arbeiter über in eine planmäßige, die mechanische in eine organische. Aus dem bloßen *Neben-einander-arbeiten* wird ein *Mit-einander-arbeiten*. Die Steigerung der Produktivität ist jetzt bewusster Zweck.

Die Zusammengehörigkeit der einzelnen Arbeiter ist jetzt viel inniger, viel schwerer zu lösen. Bei der einfachen Kooperation macht jeder einzelne Arbeiter genau dasselbe, was alle anderen machen. Ob ein Arbeiter mehr dazu kommt, ob einer weg- [56] bleibt, ist für ihn wie für den Betrieb ziemlich gleichgültig. Ganz anders in der Manufaktur mit ihrer planmäßigen Arbeitsteilung. Nehmen wir das durch den englischen Nationalökonom *Adam Smith* berühmt gewordene Beispiel einer Stecknadelmanufaktur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. *Smith* beschreibt sie wie folgt (in seinem 1776 erschienenen Werke über „Volkswohlstand“, Buch I, Kapitel 1): „Ein Mann zieht den Draht, ein anderer streckt ihn, ein dritter schneidet ihn in Stücke ab, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift ihn am oberen Ende, wo der Kopf angesetzt wird; die Verfertigung des Kopfes erfordert zwei oder drei verschiedene Verrichtungen; das Ansetzen desselben ist ein eigenes Geschäft, die Nadeln weiß zu glühen ein anderes.“ Nehmen wir aus dieser Reihe z. B. den Arbeiter, der die abgeschnittenen Drahtstücke anspricht, so ist klar, dass er in steter Abhängigkeit sich befindet von dem Mann, der in der Reihenfolge vor ihm kommt, und von dem, der hinter ihm kommt. Liefert ihm sein Vordermann die Drahtstücke nicht schnell genug oder nicht gut genug, so kann er nicht ordentlich arbeiten; und ebenso ist er verpflichtet seinem Nachfolger gegenüber, der von ihm den Rohstoff empfängt. Noch deutlicher ist gegenseitige Abhängigkeit der Arbeiter in der Typenmanufaktur, wo nach der Angabe von Marx der Gießer stündlich 2000 typen gießt, der Abbrecher 4000 abbricht, der Frottierer 8000 blank

reibt. Da gehören also zusammen 1 Frottierer, 2 Abbrecher und 4 Gießer, und sobald einer von ihnen nicht Schritt hält, stockt der ganze Betrieb und alle sind geschädigt. Endlich in der englischen Glasmanufaktur arbeiteten immer 5 Mann zusammen vor einem Ofen, von denen jeder eine andere Funktion ausübte. Hier ist der Zusammenhang am innigsten, denn wenn hier ein Mann fehlt oder in Tempo oder Qualität nicht mitkommt, können die anderen überhaupt nichts tun. Ebenso wenig aber, wie der Betrieb auf jeden einzelnen Arbeiter, ebenso wenig kann der Arbeiter auf den Betrieb verzichten. Der Arbeiter in der einfachen Kooperation konnte immer noch durch einen Glückszufall zu Geld kommen, das Meisterstück machen und selbständiger Handwerker werden. Der Arbeiter in der Manufaktur verstand nichts anderes mehr, als die eine Teiloperation auszuführen, an die er gestellt war: er war z. B. nicht mehr Nadelmacher, sondern Drahtabschneider. Fehlten die anderen Arbeiter, welche die übrigen Teile seines Produkts herstellten, so konnte allein auch nichts tun und folglich nicht existieren. Er konnte also daran denken, die Verbindung mit dem Betriebe zu lösen.

Die Entwicklung der handwerksmäßigen Manufaktur mit dem Resultat immer weiterer Steigerung der Produktivität umfasst etwa drei Jahrhunderte, rund von 1500 bis 1800. Dann wird sie abgelöst von der Maschine, die aufs Neue die Produktivität gewaltig steigert und deren Wirkungen wir in den früheren Kapiteln bereits geschildert haben. [58]

6. Die Vergesellschaftung der Arbeit.

Ein Rückblick auf diese kurze Skizze der wirtschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit zeigt zweierlei:

Erstens: Die niemals ruhende Triebfeder der unablässigen Vorwärtsbewegung ist die unaufhörliche, rapide Zunahme der Bedürfnisse gewesen, die die Menschen zu unaufhörlicher Steigerung der Produktivität der Arbeit zwang.

Zweitens: Das Mittel, womit diese Steigerung der Produktivität erreicht wurde, war die allmähliche, immer weitergehende *Vergesellschaftung der Arbeit*.

Hiermit hat es folgende Bewandnis.

Wir unterscheiden *individuelle* Arbeit und *kollektive* Arbeit. Individuell heißt einzeln, kollektiv heißt gemeinschaftlich. – Individuelle Arbeit im strengen Sinne des Wortes hat es eigentlich nie gegeben. Zu keiner Zeit, soweit wir geschichtliche Kunde besitzen, haben die Menschen völlig vereinzelt gearbeitet, sondern immer in Gemeinschaft mit anderen. Wie der Mensch nie für sich allein, abgesondert von allen übrigen, hat leben können, so hat er auch nie völlig für sich allein gearbeitet. Mag die Gemeinsamkeit lose gewesen sein, nur zwischen Gliedern einer Familie oder eines kleinen Stammes, sie war doch vorhanden. Die einfachste Form der Arbeit, die wir kennen, ist die *Arbeit für den eigenen Bedarf* (Eigenproduktion). Auch sie ward nicht von jedem Einzelnen für sich selbst verrichtet, sondern von Gruppen. Was sie charakterisiert (d. h. von den anderen Arbeitsformen unterscheidet), das ist, dass die produzierten Gegenstände dem eigenen Gebrauch dienen und nicht verkauft werden.

Das ist die Form, die der individuellen Arbeit am nächsten steht. Von hier aus geht die Entwicklung unaufhörlich weiter in der Richtung auf die kollektive Arbeit hin.

In der für eigenen Bedarf wirtschaftenden Gesellschaft ist jeder sein eigener Maurer, Schlosser, Schuster, Bauer, Spinner, Weber, kurzum jeder oder jede Gruppe macht alle zu ihrem Unterhalt nötigen Arbeiten selbst. Dieser Zustand wird auf- [59] gelöst durch die *Teilung der Arbeit*. Es bilden sich die verschiedenen Berufe: das Mauern, das Schlossern, das Schustern usw. sind jetzt die Spezialgeschäfte ebenso viel besondere Personen.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob dies eine *Individualisierung* der Arbeit sei. Zuvor hatte z. B. eine Familie, sagen wir Vater und Söhne, alle von der Familie gebrauchten Gegenstände in gemeinsamer Arbeit verfertigt, jetzt ist der Vater Maurer, der eine Sohn Schlosser, der andere Landmann, und jeder arbeitet für sich allein. – Indessen das ist ein falscher Schein.

Es kommt darauf an, was man unter kollektiver Arbeit versteht. Das unmittelbare Beisammensein der Arbeiter am selben Platz spielt zwar dabei auch eine Rolle, aber das Wesentlichste ist es nicht. Hauptsache ist vielmehr der *gemeinsame Zweck* der Arbeit. Vordem wurde der Bedarf eines Einzelnen (oder einer kleinen Gruppe) nur von ihm selbst produziert, jetzt trägt eine größere Anzahl anderer Personen dazu bei. Eine größere Anzahl arbeitet zusammen – wenn auch vielleicht räumlich getrennt – zu dem Zweck, eine bestimmte Menge zusammengehöriger Produkte – nämlich den Bedarf einer bestimmten Person herzustellen. Von ihrer wesentlichen Seite her betrachtet, ist also die Teilung der Arbeit ein erster Schritt in der Richtung auf Vergesellschaftung der Arbeit.

Nun haben wir gesehen, in wie gewaltigem Maße schon die Teilung der Arbeit deren Ertragskraft gesteigert hat. Infolge der Teilung der Arbeit werden sehr viel mehr Produkte

fertig als vorher. Und so sehen wir als ersten Erfolg: *Durch das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Arbeitern werden mehr Produkte erzielt.*

Dies bleibt nun maßgebend für alle Zukunft *bis auf den heutigen Tag*. Jahrtausende lang, bis zum Ende des Mittelalters, setzte sich die Spezialisierung der Arbeit weiter fort. Immer neue Berufe bildeten sich durch Teilung der alten, und immer mehr stieg dadurch die Ertragskraft (Produktivität) der Arbeit. Mit Beginn der Neuzeit (etwa ums Jahre 1500) fängt die kapitalistische Produktion an. Sie vereinigt alsbald auch räumlich die bis dahin getrennten Arbeiter. Während der mittelalterliche Handwerker mit seinen Gesellen und Lehrlingen in seiner eigenen Werkstatt sitzt, versammelt der Kapitalist sofort die von ihm beschäftigten Handwerker in der großen, ihm gehörigen Werkstatt. Jetzt sieht auch das blödeste Auge, dass die Arbeit immer kollektiver, immer gesellschaftlicher wird. Die Ver[60]einigung der Arbeiter im selben Raum steigert nicht nur wieder beträchtlich die Produktivität, sondern gibt Anlass, die Teilung der Arbeit innerhalb der Werkstatt fortzusetzen. Das Zusammenarbeiten wird *planmäßig*. War bisher der eine Tischler, der andere Schmied, so gibt es nun bald bestimmte Tischler für Schränke, für Tische usw., es gibt Hufschmiede, Nagelschmiede usw. Und nicht lange, so ist die Anfertigung eines Tisches z. B. aufgeteilt in die Herstellung von Zargen, von Platten, von Tischfüßen usw. Hier sieht man wieder deutlich, worauf es ankommt. War früher die Herstellung eines Tisches das Werk *eines* Mannes, so ist jetzt eine ganze Reihe von Personen dazu nötig. Resultat: eine neue beträchtliche Steigerung der Produktivität der Arbeit.

Endlich wird das alles abgelöst durch die *Maschine*. Die Maschine ist aber ein Instrument, das von vornherein nur zu kollektiver Arbeit dienlich ist. Einem Einzelnen kann die Maschine nichts nützen, zu individueller Arbeit taugt sie nicht. Sie hat die Zahl der zu gemeinsamem Wirken vereinten Arbeiter ins Kolossale vermehrt, und ebenso kolossal die Produktivität ihrer Arbeit gesteigert.

Im Maschinenzeitalter geht diese Entwicklung in genau derselben Richtung weiter. Zunächst wurden die einzelnen Fabriken immer größer. Vor hundert Jahren war eine Fabrik mit 1000 Arbeitern selten, vielleicht noch gar nicht vorhanden. Heute berichtet z. B. die Statistische Korrespondenz des preußischen Landesamts im Mai 1910, dass die Zahl der Riesenbetriebe (von denen jeder über 1000 Personen beschäftigt) allein in Preußen von 208 im Jahre 1895 auf 385 im Jahre 1907 gestiegen ist. Die Gesamtzahl der darin Beschäftigten wuchs von 409 000 auf 990 000. Im Durchschnitt arbeitete jeder Riesenbetrieb 1895 mit 1965 Arbeitern und Angestellten, 1907 mit 2565. Das ist aber nur der Durchschnitt. Im Einzelnen gab es Werke mit Zehntausenden von Arbeitern, wie denn die Firma Krupp, die größte in Deutschland, vor dem Kriege gegen 75 000 Personen beschäftigte.

Inzwischen ist jedoch die Entwicklung längst über die bloße Vergrößerung der Einzelfabriken hinausgewachsen.

Seit Mitte der siebziger Jahre – in Amerika schon etwas früher – datiert die Bewegung, auch die einzelnen Fabriken nicht länger für sich allein arbeiten zu lassen, sondern miteinander in Verbindung zu setzen. Der ursprüngliche Beweggrund ist derselbe, wie am Ausgang des Mittelalters: die Einschränkung [61] der Konkurrenz. Am liebsten hätte man es gewiss ebenso gemacht, wie die ehrsamten Zunftmeister des 15. Jahrhunderts, und hätte einfach die Anlage neuer Fabriken über eine bestimmte Zahl hinaus verboten. Da das jedoch im Zeitalter der Gewerbefreiheit nicht wohl anging, suchte man zunächst durch freie Vereinbarung der gegenseitigen Unterbietung ein Ende zu machen. Dies ist die erste Form der modernen sogenannten Kartelle, Es ist also zunächst eine ganz lose Zusammenfassung. Die beteiligten Fabrikanten schließen einen Vertrag miteinander, worin sie gemeinsame Zahlungstermine und Zahlungsbedingungen verabreden. Dieser losesten Form folgt aber

bald die Verabredung der Preise. Es werden im Kartellvertrag die Mindestpreise festgesetzt, zu denen die beteiligten Fabrikanten ihre Produkte verkaufen sollen. Auch das ist noch eine sehr lose Verbindung, aus einem solchen Kartell kann der einzelne Fabrikant jederzeit wieder austreten, und er tut es auch, sobald niedergehende Konjunktur es ihm wünschenswert erscheinen lässt, seine Ware billiger loszuschlagen. So kommt es, dass solche bloßen Preiskartelle niemals längeren Bestand gehabt haben, sondern stets beim nächsten geschäftlichen Niedergang auseinanderfielen.

Sollte der Zweck, die Preise hochzuhalten, erreicht werden, so musste man es anders anfangen. Die bloße Verabredung, das sah man nun ein, genügte nicht. Man musste versuchen, auf die Preisgestaltung selbst Einfluss zu gewinnen. Da nun nach der Lehre der bürgerlichen Nationalökonomie die Preise einer Ware lediglich von Angebot und Nachfrage abhängen, so ergab sich von selbst, dass man versuchen musste, das Angebot einzuschränken. Diese Bestimmung wurde also in den Kartellvertrag aufgenommen.

Es leuchtet ein, wie viel inniger hierdurch die Verbindung der beteiligten Fabriken werden musste. Jetzt stand es dem einzelnen Fabrikanten nicht mehr frei, soviel zu produzieren, wie ihm beliebt, sondern das wurde ihm vom Kartell vorgeschrieben. Dazu ist nun aber ein ganzer Apparat notwendig. Es musste ein Organ, eine Art Behörde geschaffen werden, die zunächst einmal das Kontingent (Produktionsquantum) für jede Fabrik festsetzte. Denn da konnte man nicht einfach sagen: einer darf so viel produzieren wie der andere. Das richtete sich vielmehr nach der Leistungsfähigkeit und nach dem bisherigen Absatz jedes Werkes. Diese Behörde muss sodann dauernd in Funktion bleiben, weil jedes Jahr aufs Neue der voraussichtliche Absatz geschätzt und danach das Kontingent oder die Beteiligungsziffer jedes Werkes festgesetzt werden muss. Auch muss diese Behörde eine [62] scharfe Kontrolle ausüben, ob auch wirklich keine Fabrik ihr Kontingent überschreitet oder mit dem Preis ungebührlich herabgeht. Es existiert also nunmehr ein Gemeinschaftsorgan, das fortwährend in das individuelle Leben der einzelnen Fabrik eingreift. Ihre Verbindung mit den anderen Fabriken ist nicht mehr zufällig und vorübergehend, sondern regelmäßig.

Aber immer noch steht es im Belieben des einzelnen Fabrikanten, bei Ablauf des Vertrages auszutreten. Ein entscheidender Schritt über diese Stufe hinaus wird gemacht durch den Übergang zum *Syndikat*. Alle noch so scharfe Kontrolle kann nicht jede Umgehung des Kartellvertrages verhindern. Wer will nachprüfen, ob wirklich jeder Fabrikant bei jedem einzelnen Verkauf die Kartellpreise eingehalten, sein Kontingent nicht überschritten hat usw.? Da kam man denn auf die Idee, den Verkauf selbst den einzelnen Kartellmitgliedern abzunehmen und durch ein gemeinschaftliches Büro erledigen zu lassen. In dieser Form nennt man die Verbindung ein *Syndikat*. Jetzt verkehrt also der einzelne Fabrikant überhaupt nicht mehr mit der Kundschaft, sondern er liefert seine gesamte Produktion an das Syndikatsbüro. Dieses nimmt ihm nicht mehr als sein zugewiesenes Kontingent ab und zahlt ihm dafür den vom Syndikat festgesetzten Preis. Die Kontrolle ist entbehrlich. Denn wollte ein Mitglied außerdem noch nennenswerte Verkäufe vornehmen, so würde das natürlich bald ruchbar werden.

Ein Fabrikant, der erst einmal in solch einem Syndikat sich befindet, kann da nur sehr schwer wieder heraus. „Der Austritt aus einem solchen Kartell“, schreibt Rudolf Hilferding in seinem „Finanzkapital“ (S. 251), „erfordert erst neue Anknüpfung von Beziehungen zu den Kunden, Wiederherstellung der alten Absatzwege, Versuche, die vielleicht auch fehlschlagen, jedenfalls nur mit Opfern erkaufte werden können. Damit ist zugleich eine größere Festigkeit, eine längere Dauer des Kartells gewährleistet.“

Natürlich kann auch ein Syndikat wieder in die Brüche gehen. Aber auch die Formen noch innigerer Verbindung kapitalistischer Unternehmungen, die über die Syndikate

hinausgehen und dem einzelnen Unternehmen den Austritt ein für alle Mal unmöglich machen, sind längst gefunden. Es sind dies die *kombinierten (oder gemischten) Betriebe*, die *Fusionen* und die *Trusts*.

Die einfachste und doch zugleich festeste dieser Formen ist die Fusion. Sie besteht in der völligen Verschmelzung zweier oder mehrerer Werke zu einem einzigen Unternehmen, indem etwa ein Werk das andere ankauft. Solche Fusionen ereignen sich heute [63] sehr häufig. Kaum vergeht ein Tag, ohne dass die Handelspresse von der Verschmelzung bedeutender Firmen zu berichten weiß. Indessen kommt die Fusion letzten Endes einer plötzlichen und starken Vergrößerung der beiden fusionierten Betriebe gleich. Sie ist nicht immer anwendbar. An anderen Stellen wird sie durch folgende Entwicklung ersetzt. Schon beim Syndikat (Kartell mit gemeinschaftlichem Verkaufsbüro) zeigen sich Ansätze zu einer neuen, weitergehenden Teilung der Arbeit, zum Teil sogar schon bei dem einfachen Preiskartell. Wir meinen eine Teilung der Arbeit zwischen den verschiedenen Fabriken. Nachdem einmal eine größere Anzahl Fabriken zu einem Verbands vereinigt sind, muss man bald auf den Gedanken kommen, nicht mehr in jeder Fabrik dasselbe herstellen zu lassen, sondern in der einen diese, in der andern jene Spezialität. Der erste Schritt dazu ist, dass man solche Werke, in denen der Betrieb aus irgendwelchen Gründen nicht sonderlich lohnt, überhaupt stilllegt und dafür in anderen mehr produziert. Die Stilllegung von Kohlenzechen im Ruhrrevier ist bekannt. Aber auch bis zur tatsächlichen Arbeitsteilung geht schon das einfache Kartell. So äußerte bei der deutschen Kartellenquete (1903. Heft 10, S. 236) der Direktor des Stahlwerksverbandes Schaltenbrand: „Wir haben zu prüfen: wie werden wir bei dauerndem Bestehen des Verbandes den Absatz leiten können, welche Arbeitsteilung können wir einführen, um billiger zu produzieren in der Richtung, dass nicht jedes Werk alle Erzeugnisse zu produzieren hat?“ Und Hilferding, dessen „Finanzkapital“ (S. 253) wir diese Angabe entnehmen, fügt hinzu, dass auch das österreichische Maschinenkartell weitgehende Arbeitsteilung in den einzelnen Unternehmungen durchgeführt hat. „Die Profite fließen in die gemeinsame Kasse und werden quotenmäßig verteilt.“

Diese neue Teilung der Arbeit bedeutet einen gewaltigen Schritt vorwärts. Es leuchtet indessen ein, dass gerade sie – neben anderen Umständen – eine weit innigere Verbindung der verschiedenen Werke wünschenswert macht als selbst das Syndikat zu bieten vermag. Schließlich ist doch auch beim Syndikat immer noch ein Sonderinteresse der verschiedenen Unternehmungen vorhanden. Was aber jetzt nottut, ist ein einheitliches Geschäftsinteresse der verbundenen Unternehmungen. Es wird erreicht, nicht mehr durch den Abschluss eines bloßen Vertrages, der nach kürzerer oder längerer Zeit abläuft, sondern indem das eine Unternehmen die Aktien des andern in seinen Besitz bringt. Wer die Mehrheit der Aktien hat, der kann damit die gesamte Geschäftsgebarung des Unternehmens diktieren. Und wer so den [64] entscheidenden Einfluss auf mehrere oder viele Unternehmungen ausübt, der kann sie einheitlich, nach einem bestimmten Plan verwalten und die Produktion des einen der des andern anpassen, ohne befürchten zu müssen, dass nach einiger Zeit die Verbindung wieder in die Brüche geht.

Diese Vereinigung der Aktien vieler Unternehmungen zum Zweck, sie alle einheitlich zu verwalten und zu betreiben, das ist es, was das Wesen eines modernen *Trusts* ausmacht. Das Wort ist englisch und bedeutet soviel wie „Vertrauen“. Man bezeichnet mit diesem Namen in England und Amerika ein bestimmtes Rechtsverhältnis, wobei einem Vertrauensmann (*trustee*, sprich Trösti) die Verwaltung und Verfügung eines Vermögens übergeben wird, das einem andern gehört. Als Herr Rockefeller im Jahre 1881 seine Petroleum-Unternehmungen zum Trust erweiterte, wählte er dafür die Rechtsform, dass alle beteiligten

Betriebe ihre Aktien einem Komitee von solchen trustees übergaben. Daher ist der Name Trust (sprich Tröst) dafür aufgekommen.

In dem Trust ist die Selbständigkeit des einzelnen Unternehmens vollkommen aufgehoben. Da wird der ganze riesenhafte Apparat – der amerikanische Stahltrust vereinigte 1907 bereits 64 Werke mit über 210 000 Angestellten und Arbeitern – durchaus einheitlich geleitet und betrieben. Die Planmäßigkeit des ganzen kann hier ganz anders zur Geltung kommen als in einem bloßen Kartell.

In Deutschland befindet sich die Entwicklung zwar auch auf dem Wege zum Trust. Ja, in der elektrischen Industrie sind schon heute die riesenhaften Betriebe tatsächlich nichts anderes als Trusts. Ebenso im Bankwesen. Aber bei uns vermeidet man gern den Namen, spricht stattdessen von „Konzernen“ u. a. Auch ist ja bei uns das Trustwesen wirklich noch nicht so ausgebildet wie in Amerika. Sehr weit ist dagegen auch Deutschland schon vorgeschritten auf dem Gebiete der sogenannten „gemischten Betriebe“. Es ist äußerst interessant, deren Entstehung und Entwicklung zu verfolgen.

Nehmen wir als Beispiel das *Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat*, das 1893 gegründet wurde. Es sorgte dafür, dass die Preise der Kohlen nicht wesentlich sanken, und es schrieb jedem Kohlenbergwerk (natürlich nur seinen Mitgliedern) vor, wieviel Kohlen es fördern durfte. Nun gab es einige Hütten- und Stahlwerke, die eigene Kohlenzechen besaßen, also ihre Kohlen nicht zu kaufen brauchten, sondern im eigenen [65] Betriebe gewannen und sogar davon noch verkauften. Diese hatten jetzt die Kohlen, die sie brauchten, billiger zur Verfügung als ihre Konkurrenten. Denn während die Konkurrenten für die Kohlen die hohen Preise des Syndikats zahlen mussten, hatten die Werke mit eigenen Zechen nur die – unter Umständen wesentlich gesunkenen – Produktionskosten der Kohle aufzubringen. Natürlich merkten das die benachteiligten Eisen- und Stahlwerke sehr wohl, und sie begannen – in größerer Zahl seit 1899 – sich eigene Kohlenzechen zuzulegen. Hatte man aber so erst einmal den Betrieb von Kohlenzeche und Eisenwerk kombiniert, so musste man bald dahinterkommen, dass die Kombination, *die Vereinigung solcher Betriebe, von denen der eine dem andern das Material zur Verarbeitung liefert*, überhaupt profitabler sei. Professor Liefmann in Freiburg schildert das wie folgt²²:

„Wie die Hütten Zechen, so suchten die weiterverarbeitenden Zweige der Eisenindustrie, Stahlwerke, Walzwerke der verschiedenen Art, Maschinenfabriken sich wiederum eigene Hochöfen anzugliedern, um von den Roheisensyndikaten unabhängig zu sein; andere Weiterverarbeiter, wie die Drahtwerke, suchten den hohen Preisen des Halbzeugverbandes zu entgehen, indem sie dessen Produkte selbst herstellten. Ja, die Kombinationstendenz geht so weit, dass selbst Fabriken für hochqualifizierte und spezialisierte Produkte, wie die größte Lokomotivenfabrik Deutschlands, Henschel u. Sohn in Kassel, sich eine eigene Hütte und Kohlenzeche erwarb. In England ist sogar schon die Kombination großer Spinnereien mit einer Kohlenzeche vorgekommen. Nicht immer erfolgt die Kombination durch Angliederung schon bestehender Unternehmungen, in den meisten Fällen werden vielmehr neue Anlagen für den aufzunehmenden Unternehmungszeitweig geschaffen. In den großen Eisen- und Stahlwerken werden heute alle denkbaren Produkte der Eisenindustrie, Schienen, Träger, Röhren, Schiffsbaumaterial, Brücken, Maschinen aller Art, ja, ganze Eisenbahnwaggons in ein und derselben Unternehmung hergestellt.“

Auf diese Weise entstanden die sogenannten *gemischten Werke*, die in der *Eisenindustrie* heute bereits vorherrschen. Noch existieren ja neben ihnen auch reine Werke, aber die gemischten sind ihnen derart überlegen, dass sich die [66] reinen auf die Dauer nicht werden halten können. Einen ganz ähnlichen Einfluss hat aber diese Entwicklung auch in der

²² Robert Liefmann, Kartelle und Trusts. 2. Auflage, Stuttgart, Moritz 1910, S. 70.

Kohlenindustrie ausgeübt. Das Kohlensyndikat musste notgedrungen suchen, diejenigen Kohlenzechen, die mit einem Hüttenwerk kombiniert waren, zum Beitritt zu bewegen. Denn sonst hätten die Hüttenzechen ihre Kohlen, soweit sie sie nicht selbst verbrauchten, billiger verkauft und dadurch das Syndikat zerschmettert. Als im Jahre 1903 das Kohlensyndikat ablief, war deshalb die Erneuerung nur möglich, wenn die Hüttenzechen beitraten. Damit sie das taten, musste man ihnen die Produktion für den eigenen Bedarf vollständig freigeben. Dadurch wiederum waren sie den andern, den reinen Zechen außerordentlich überlegen. „Während diese mit einer starken Einschränkung arbeiten müssen, die (1904) für Kohlen 28 Prozent, für Koks 32 Prozent und für Briketts 35 Prozent der Beteiligungsziffer beträgt, können die Hüttenzechen durch Vergrößerung ihrer Eigenproduktion für erheblich größere Kohlenmengen sich nutzbringende Verwendung schaffen.“ Das blieb wiederum den reinen Zechen nicht verborgen und brachte sie auf die Idee, nun ihrerseits sich Eisenwerke zuzulegen.

„So ist es zu verstehen, dass sich die größte deutsche Kohlenbergbaugesellschaft, die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, zwei große Eisenwerke, den Aachener Hüttenverein Rote Erde und den Schalker Gruben- und Hüttenverein, angliederte, die beide ebenfalls schon kombinierte Werke sind, und von denen der letztere vor einigen Jahren eine große Zeche (Pluto) erwarb, während ersterer mit der Anlage von eigenen Zechen beschäftigt ist.

So ist es in wenig mehr als 10 Jahren in der Kohlen- und in der Eisenindustrie – diesen wichtigsten aller Industrien – zu einer vollständigen Umwälzung gekommen. Die reinen Betriebe sind im Aussterben begriffen, die gemischten sind an ihre Stelle getreten. Wie solch ein gemischtes Werk heutzutage aussieht, zeigt z. B. folgende Beschreibung des lothringischen Eisenwerks Aumetz-Friede im Berliner Tageblatt (Dezember 1909): „Ein großes gemischtes Unternehmen mit bedeutendem Besitz an Erzbergwerken, einer Kohlenzeche, zwei großen Hochofenwerken mit zusammen 8 Hochöfen, einer Gießerei und modernsten Stahl- und Walzwerken von beträchtlichem Umfange.“

Solche gemischten Betriebe waren vor dem Kriege in der Kohlen- und Eisenindustrie bereits vorherrschend geworden. Aus der Kartellenquete teilt Hilferding in seinem schon genannten Buche (S. 273 ff.) Aussagen mit, wie die folgende: „Es [67] treten große Werke, Bochum, der Dortmunder Verein, die Königs- und Laurahütte, als Konkurrenten der reinen Waggonfabriken auf. Die großen Stahlwerke machen nicht nur die fertigen Waggons, sondern alles, was dazu gehört: Puffer, Kreuze, Kuppelungen, kurzum alle Teile selber. Die Königs- und Laurahütte macht für ihre Waggons alles, von den Rädern bis zum letzten Stück, vielleicht ausgenommen Federn, Schrauben und Niete. Auch die Dortmunder Union verfertigt fast sämtliche Beschlagteile für ihre Waggonfabrik und auch andere Kleiseisenindustrieartikel, z. B. Schrauben für Eisenbahnoberbau.

So sehen wir, wie auf einer höheren Stufe sich die Entwicklung vergangener Jahrhunderte wiederholt: einst wurde der einzelne Arbeiter zusammengeführt mit seinesgleichen zur einfachen Kooperation und dann zur planmäßigen Arbeitsteilung der Mannfaktur; jetzt wird die ganze Fabrik, die an sich schon ein reich gegliederter Organismus vieler Arbeiter ist, zusammengeführt mit anderen Fabriken zum einfachen Kartell, und dann zur planmäßigen Arbeitsteilung des Syndikats, des Trusts, des gemischten Betriebs.

Es ist nun besonders zu beachten, in welchem gewaltigem Maße diese Entwicklung die Produktivität der Arbeit gesteigert hat. Nach Feststellungen des Professors Ballod (in Schmollers Jahrbüchern 1910) betrug die Fertigstellung von Roheisen pro Kopf der beschäftigten Arbeiter

im Jahre	1860	62,3 Tonnen
----------	------	-------------

6. Die Vergesellschaftung der Arbeit

im Jahre	1872 - 1873	100,0 Tonnen
im Jahre	1901 - 1902	254,0 Tonnen
im Jahre	1906	295,0 Tonnen

Die Arbeitsproduktivität ist also um weit mehr als das Vierfache gestiegen. Sehr bedeutend ist die Steigerung der Arbeitsproduktivität im Bergbau. Pro Arbeiter wurde gewonnen:

im Jahre	Steinkohle	Braunkohle	Eisenerz	
1860	149	232	78	Tonnen
1874-1876	192	407	192	Tonnen
1886-1889	285	564	294	Tonnen
1900-1902	240	768	432	Tonnen
1907	262	942	554	Tonnen

Seit 1860 ist die Produktivität der Arbeit im Steinkohlenbergbau um 75 Prozent, im Braunkohlenbergbau um das Vier- [68] fache, in den Eisengruben gar um das Siebenfache gestiegen. Es sei dabei bemerkt, dass in Deutschland infolge der billigen Arbeitslöhne die Schrammmaschine im Bergbau fast keine Anwendung findet, obgleich sie die Unkosten um 10 Prozent reduziert. Die Gesamtleistung der preußischen Steinkohlenbergwerke betrug im Jahre 1842 pro Betrieb und durchschnittlich je 40 Arbeiter 5111 Tonnen, dagegen 1900 auf je 1224 Arbeiter und pro Werk 223 343 Tonnen. Die Hochofenbetriebe beschäftigten 1842 im Durchschnitt 13 Arbeiter, 1900 jedoch 323, die Gesamtleistung des einzelnen Werkes stieg von 574 auf 78 888 Tonnen. Die gesamte deutsche Eisenerzproduktion betrug 1870 in 1686 Betrieben mit 34 128 Arbeitern 5,3 Millionen Tonnen (pro Kopf 154 T.), 1908 in 561 Betrieben mit 45 902 Arbeitern 24,3 Millionen Tonnen (pro Kopf 528 T.). Auf allen Gebieten entstand außerdem eine bessere Ausnutzung des Materials, eine rationellere Betriebsweise. Die Leistungsfähigkeit der Betriebe wurde bis zum äußersten gesteigert. In einem Hochofen der früheren Zeit erzeugte man ca. 80 Tonnen, heutzutage (1910) 294 000 Tonnen Stahl und Eisen. In den englischen Spinnereien betrug das Jahresprodukt eines Arbeiters im Jahre 1840 bei 14stündiger täglicher Arbeitszeit etwa so viel wie das des heutigen Arbeiters von drei Tagen.

Aus diesen Betrachtungen ist mit völliger Klarheit zu ersehen, *wie* der Kapitalismus entstanden ist, nämlich in der soeben beschriebenen Art, wie das Kapital am Ende des Mittelalters in die Produktion eingegriffen hat. Jedoch lässt sich daraus auch noch eine andere, weit wichtigere Frage beantworten, nämlich die Frage: *wodurch* ist der Kapitalismus entstanden?

Wir haben gesehen: das Bedürfnis nach Vermehrung der Produktion war und ist immer vorhanden, weil die Menschheit an Zahl wie an Kulturbedürfnissen stets zunimmt. Es war also auch am Ende des Mittelalters vorhanden. Befriedigt wurde es damals durch den Übergang vom Handwerk zur einfachen Kooperation, d. h. durch Zusammenziehung bisher räumlich getrennter Arbeiter in einen gemeinschaftlichen Arbeitsraum. Diese räumliche Vereinigung der Arbeiter war also damals eine wirtschaftliche (und historische) Notwendigkeit. Vollbracht wurde sie, wie wir sahen, durch das Kapital. – Konnte sie nicht ohne das Kapital geschehen? Konnten die Handwerker [69] nicht freiwillig und selbständig

zusammengehen?²³ An sich ist das denkbar. Die Handwerker konnten ausrechnen, dass sie bei einer großen, gemeinsamen Werkstatt billiger fortkämen, konnten etwa eine Genossenschaft gründen und die gemeinsame Werkstatt auf gemeinsame Kosten bauen lassen.

Was wäre dann weiter geschehen? – Die Handwerker, z. B. 50 Schuhmacher, wären in den gemeinschaftlichen Arbeitssaal eingezogen, jeder mit seinem Werktsch, seinem Rohmaterial usw. Da aber *jeder für sich*, zu seinem eigenen Nutzen arbeitete, wäre jede weitere Vermischung und Vereinigung ausgeschlossen gewesen. Jeder hätte im Gegenteil eifersüchtig darüber wachen müssen, dass ihm kein anderer ins Gehege kam, etwa seine Rohstoffe, sein Handwerkszeug usw. benutzte. Denn all das, all die Produktionsmittel waren ja *Privateigentum* der einzelnen Handwerker. Der einzelne hätte Schaden gehabt, wenn ein anderer es benutzte.

Gerade die unterschiedslose Vermischung der Rohstoffe, der Werkzeuge usw. war aber notwendig, wenn der Fortschritt zur Manufaktur vollzogen werden sollte. Denn das Wesen der Manufaktur, das, was sie dem früheren Handwerk gegenüber produktiver macht, war gerade, dass sich mehrere in die Anfertigung eines Produktes teilten, dass also mehrere nacheinander und gemeinschaftlich dieselben Rohstoffe, dieselben Werkzeuge usw. benutzten.

Man kann sich das, worauf es ankommt, an entsprechenden Vorgängen aus der neuesten Zeit veranschaulichen. Man vergleiche miteinander ein modernes Warenhaus und eine Markthalle. Äußerlich bieten sie viel Ähnlichkeit: an einer großen Menge von Verkaufsständen werden innerhalb desselben Gebäudes Waren höchst verschiedener Art feilgeboten. Aber in der Markthalle stehen eine Anzahl selbständiger Händler nebeneinander, von denen jeder für sich arbeitet; im Warenhaus dagegen ist alles in einer Hand vereinigt, alle die einzelnen Stände sind zu einem einheitlichen Betrieb verschmolzen, wo alles planmäßig ineinandergreift. Infolgedessen ist das Warenhaus der Markthalle überlegen, und schon seit geraumer Zeit wurde (vor [70] dem Kriege) z. B. in Berlin ein Rückgang der Markthallen infolge der Konkurrenz der Warenhäuser konstatiert. Es half auch nichts, dass man – in dem sogenannten Passage-Kaufhaus, ungefähr 1910 – das Warenhaus äußerlich nachzuahmen versuchte. Hier traten nämlich nicht kleine Händler, sondern eine Reihe von großen Firmen mit voneinander unabhängigem Betrieb in einem gemeinschaftlichen Gebäude zusammen. Man glaubte eben, der Erfolg des Warenhauses beruhe nur darauf, dass das kaufende Publikum die verschiedenartigsten Waren beieinander finde und dadurch zum Kaufen angereizt werde. Der Versuch misslang vollständig, das Passage-Kaufhaus musste wieder aufgelöst werden. Es zeigte sich, dass der entscheidende Faktor gerade die einheitliche und darum planmäßige Leitung des Ganzen war.

Kehren wir zum Ende des Mittelalters zurück, so war die Situation diese: der wirtschaftliche Fortschritt bedingte nicht nur das räumliche, sondern das *planmäßige* Zusammenarbeiten größerer Arbeitermengen, er bedingte den Übergang zur Arbeitsteilung innerhalb der Werkstatt. Hierzu brauchten solche Arbeitermengen offenbar größere Mengen von Produktionsmitteln, nämlich von Rohstoffen, von Werkzeugen usw., aber nicht in kleine Häufchen zersplittert, sondern in großen Massen unterschiedslos zusammengehörig, so dass sie allen zu gemeinsamem Gebrauch zur Verfügung stand. Als Privateigentum der

²³ Es versteht sich, dass wir diese Frage nicht etwa in geschichtlichem Sinne meinen. Da wäre sie ganz wertlos. Denn man kann nie wissen, was möglicherweise hätte geschehen können. Man weiß immer nur, was wirklich geschehen ist. Wir stellen die Frage nur einmal ausnahmsweise, um uns einen Vorgang logisch klarzumachen.

einzelnen kleinen Produzenten war das nicht möglich. Da aber sämtliche Produktionsmittel sich im Privateigentum irgendjemandes befanden, da ein anderer Zustand damals gänzlich unbekannt und den Menschen ganz unfassbar war, so konnten solche großen Mengen zusammengehöriger Produktionsmittel, wie die Produzenten brauchten, ihnen nur durch das Privateigentum anderer Leute geboten werden. Es war nötig, dass ein *anderer* so große Mengen Produktionsmittel besaß, wie sie alle zusammen brauchten, und dass dieser andere sie ihnen zur gemeinschaftlichen Verarbeitung zur Verfügung stellte. Nur so konnte der Fortschritt zur Manufaktur vollzogen werden.

Wenn aber das der Fall ist, dann besitzt dieser andere so viel Produktionsmittel, dass er selbst sie gar nicht verarbeiten kann. Er verwendet sie vielmehr zur Beschäftigung von Arbeitern gegen Lohn. Produktionsmittel jedoch, welche zur Beschäftigung von Lohnarbeitern verwendet werden, sind *Kapital* und ihr Besitzer ist produzierender *Kapitalist*.

Zusammengefasst bedeutet das: *weil* die Produktionsmittel sich im Privateigentum befanden, *deshalb* ist damals die Vereinigung der Arbeiter, die zur Steigerung der Produktivität [71] notwendig war, in kapitalistischer Form erfolgt; deshalb hat das Kapital sich der Produktion bemächtigt. Oder mit anderen Worten: die Ursache, weshalb der Kapitalismus entstand, war *das Privateigentum an Produktionsmitteln*²⁴.

Hieraus ergibt sich eine bedeutsame Schlussfolgerung. Am Anfang unserer Erörterungen haben wir als Ursache des sozialen Elends den Kapitalismus festgestellt, und haben daraus geschlossen, dass zur Beseitigung des Elends die Beseitigung des Kapitalismus notwendig ist. Jetzt erkennen wir als Ursache des Kapitalismus das Privateigentum an Produktionsmitteln. Daraus ergibt sich sonnenklar, dass zur Beseitigung des Kapitalismus *das Privateigentum an Produktionsmitteln aufgehoben* werden muss.

Das ist denn auch die Haupt- und Grundforderung des wissenschaftlichen Sozialismus. Aus diesem Gedankengang heraus verlangt z. B. das (auf dem wissenschaftlichen Sozialismus beruhende) Erfurter Programm der ehemaligen deutschen Sozialdemokratie:

„Die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln – Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel – in gesellschaftliches Eigentum ... und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische ... Produktion.“

Die Beseitigung der Warenproduktion muss deshalb gefordert werden, weil die Ware – ein Gebrauchsgegenstand, der verkauft werden soll – notwendigerweise das Privateigentum voraussetzt. Man kann nicht verkaufen, was einem nicht gehört. Werden Gegenstände zum Verkauf produziert, so beruht das [72] auf dem Privateigentum und führt auch wieder zu ihm hin. Die zweite der obigen Forderungen bringt also nur nochmals etwas zum besonderen Ausdruck, was sich nach der ersten von selbst versteht. Was dagegen der Ausdruck „sozialistische Produktion“ bedeutet, werden wir später sehen. [73]

²⁴ Vgl. hierzu Marx, Kapital, Bd. I, Kapitel 23, 2: „Es wurde gezeigt, wie die Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkraft der Arbeit Kooperation auf großer Stufenleiter voraussetzt ... Auf Grundlage der Warenproduktion, wo die Produktionsmittel Eigentum von Privatpersonen sind ... verwirklicht sich jene Voraussetzung (d. h. die Kooperation) nur durch das Wachstum der individuellen Kapitale oder im Maße, wie die gesellschaftlichen Produktions- und Lebensmittel in das Privateigentum von Kapitalisten verwandelt werden. *Der Boden der Warenproduktion kann die Produktion auf großer Stufenleiter nur in kapitalistischer Form tragen.*“

7. Wirtschaftsgeschichte II.

Nachdem wir das *Ziel* festgestellt haben, das der wissenschaftliche Sozialismus erreichen will, wenden wir uns nunmehr der *Taktik* zu, d. h. der Frage, was denn getan werden soll, um das Ziel zu verwirklichen. Es versteht sich, dass auch diese Frage nur auf *wissenschaftlichem* Wege beantwortet werden darf, also nur durch das Studium der Vergangenheit und der Gegenwart, und durch auf deren Kenntnis sich aufbauende Schlüsse.

Was zunächst die Tatsachen der *Vergangenheit* anbetrifft, so haben wir gesehen, dass von jeher die Menschen fort und fort die Produktivität der Arbeit gesteigert haben. Es ergab sich daraus folgende Entwicklungsreihe des Wirtschaftslebens:

1. Eigenproduktion (Anfertigung des eigenen Bedarfs der Gruppen; älteste bekannte Wirtschaftsform, in unbekannte Zeitalter zurückreichend);
2. Teilung der Arbeit (bis zur Durchbildung des berufsmäßigen Handwerks mindestens 2500 Jahre umfassend);
3. Einfache Kooperation (erste Form der kapitalistischen Produktion, nur eine kurze Übergangsepoche);
4. Manufaktur (Teilung der Arbeit innerhalb der Werkstatt, etwa 300 Jahre, von 1500 bis 1800 andauernd);
5. Maschine, Großindustrie (seit etwa 1800).

Aus diesen Tatsachen und ihrer Aufeinanderfolge haben wir bereits die Vergesellschaftung der Arbeit erkannt. Sie lehren aber noch etwas anderes, nämlich eine *unaufhörliche Umwälzung der Produktionsweise*. Um die Produktivität der Arbeit zu steigern, wurden unaufhörlich neue Arbeitsmethoden und neue Arbeitsmittel ersonnen; dadurch wurde fortgesetzt die Art und Weise der Produktion geändert, bis sie nach kürzerer oder längerer Zeit eine von Grund auf andere geworden war.

Das lehrt ja der einfache Augenschein; schon unsere bloße Aufzählung der Wirtschaftsformen zeigt es. Die Eigenproduktion ist etwas anderes als das durch Arbeitsteilung entstandene [74] Handwerk; dieses unterscheidet sich wesentlich von der Manufaktur, die ihrerseits wiederum eine ganz andere Produktionsweise darstellt, als die mit Maschinen betriebene moderne Großindustrie. Von einem Zeitalter zum andern ist die Produktionsweise total umgewälzt, und das ist erreicht worden durch die bloße Steigerung der Produktivität oder vielmehr durch deren Hebel: die Vergesellschaftung der Arbeit.

Nun aber hängt mit der Produktionsweise aufs innigste zusammen die *Gesellschaftsordnung*. Die Menschen leben bekanntlich nicht unterschiedslos nebeneinander, sondern innerhalb der Gesellschaft sind sie in mancherlei Gruppen geordnet, nach Verwandtschaft, Religionsgemeinschaften, Berufen, Klassen usw. Von diesen verschiedenen Gruppen sind die *Klassen* die wichtigsten, so sehr, dass man die Gesellschaftsordnung geradezu als gleichbedeutend mit *Klassenordnung* nehmen kann. Die Gesellschaftsordnung ist also die Art, wie die Menschen innerhalb der Gesellschaft in Klassen geordnet sind. Diese Klassenordnung, so sagten wir, hängt von der Produktionsweise ab; nach der Produktionsweise richtet es sich, was für Klassen es in einer Gesellschaft (z. B. einem Volke) überhaupt gibt, zu welcher Klasse jeder einzelne gehört und in welchen Beziehungen die verschiedenen Klassen zueinanderstehen. Das alles ändert sich, wenn sich die Produktionsweise ändert.

Auch dies ist eine Tatsache, die sich einfach aus der Geschichte ablesen lässt. Allerdings muss man weiter auseinander liegende Zeiträume vergleichen. In den verschiedenen, oben genannten Wirtschaftszeitaltern hatten z. B. die Deutschen auch ganz verschiedene Klassenordnungen. In der Urzeit begannen sie wirtschaftlich, wie oben gezeigt, soeben aus dem Zustande der Eigenproduktion herauszutreten; sozial (gesellschaftlich) herrschte bei ihnen noch fast völlige *Gleichheit*; es gab bei ihnen noch keine verschiedenen Klassen und auch kaum einigen Unterschied an Rang und Stand, die Häuptlinge, Herzöge, Könige ragten an Macht, Ansehen und sozialer Stellung nur ganz wenig über die übrigen Volksgenossen empor. Allerdings wurden sie immer aus Mitgliedern bestimmter Familien gewählt. Hierin liegt zweifellos ein Vorrecht dieser Familien, und es war somit eine gewisse soziale Ungleichheit soeben im Entstehen begriffen.

Ganz anders sah die Gesellschaftsordnung wenige hundert Jahre später aus. Die wachsende Volkszahl und die Zunahme der Bedürfnisse zwangen, mehr Arbeit auf den Ackerbau zu verwenden und neues Land zu erwerben. Das führte unmittelbar [75] zum Kriege. In jener endlosen, Jahrhunderte andauernden Reihe von Kriegen, die wir die Völkerwanderung nennen, erhob sich die Macht der Häuptlinge und Könige zu einer wirklichen Herrschaft über die übrigen Volksgenossen. Die Bebauung des Bodens hatte allmähliche Ansiedlung und Sesshaftigkeit zur Folge; die Notwendigkeit immer intensiverer Bebauung führte zur Erbfolge und damit zum tatsächlichen Privateigentum an Grund und Boden, das im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits vorhanden ist. Aus ihm erwuchs dann in einer weiteren Entwicklung von 400 bis 500 Jahren, die wir in ihren Einzelheiten hier nicht darstellen können, die große Grundherrschaft. Um diese Zeit, etwa 800–900 nach Christus, hatte das deutsche Volk eine reich gegliederte Klassenordnung; an der Spitze der König; ihm folgend, aber an Rang unter ihm stehend, die großen Grundherren; daneben, jedoch in viel tieferer sozialer Stellung, die kleineren freien Grundbesitzer; dazu auf den großen Grundherrschaften Unfreie aller Art in drei bis vier deutlich geschiedenen Abstufungen.

Nun kommt die Arbeitsteilung. Ganz neue Berufe entstehen, Handwerk und Handel. Die Handwerker waren zuerst Leibeigene der Grundherren. In langwierigen, Jahrhunderte dauernden Kämpfen befreiten sie sich von deren Herrschaft und bildeten in den Städten, mit den Händlern zusammen, die neue Klasse des Bürgertums. Auf dem Lande dagegen blieb der grundbesitzende Adel herrschend, und das ganze Mittelalter ist nun ausgefüllt mit Kämpfen zwischen den beiden Klassen Adel und Bürgertum. Bis dann die neue Zeit eine kapitalistische Gesellschaftsordnung bringt, bestehend aus den Klassen der Kapitalisten und der Arbeiter.

So sehen wir, dass in jedem Zeitalter die neue Produktionsweise auch eine neue Gesellschaftsordnung gebracht hat. Und dieser Prozess der unaufhörlichen Umwälzung der Produktionsweise und der daraus folgenden Änderung der Gesellschaftsordnung setzt sich in der Gegenwart unter unseren Augen fort. Unaufhörlich werden auch heute noch neue Arbeitsmethoden und neue Arbeitsmittel ersonnen, immer zu dem Zweck, die Produktivität zu steigern. Wir haben gesehen, wie dies seit Beginn des Maschinenzeitalters zu immer neuen Betriebsformen geführt hat. Die kleine Fabrik vor hundert Jahren produzierte ganz anders als der Riesenbetrieb unserer Tage. Aber selbst innerhalb des modernen Riesenbetriebes ändert sich die Art und Weise zu produzieren zusehends. Ein Gemälde von *Menzel* zeigt das Innere eines Walzwerks im Jahre 1873. Im Jahre 1908 ver- [76] öffentlichte die Metallarbeiterzeitung einen Aufsatz darüber, welcher zeigte, dass in den dazwischen liegenden 35 Jahren die Art und Weise der Produktion im Walzwerk sich schon total geändert hatte. Auch die Änderungen der Gesellschaftsordnung innerhalb der letzten drei Menschenalter sind schon ganz deutlich erkennbar. Vor hundert Jahren wog gesellschaftlich noch durchaus der Adel vor; neben ihm kam als soziale Klasse nur noch die Bourgeoisie in

Betracht. Das Proletariat existierte zwar schon, aber neben den beiden anderen Klassen trat es völlig in den Hintergrund, es war ein unbedeutendes Anhängsel der Bourgeoisie. Heute sind – und zwar gerade infolge der Produktionsänderungen – Bourgeoisie und Proletariat die ausschlaggebenden Klassen geworden, der Adel ist als Klasse im Aussterben begriffen. So hat die Gesellschaftsordnung in knapp hundert Jahren ein ganz anderes Aussehen gewonnen.

Das also sind die Tatsachen der Vergangenheit und der Gegenwart. Zusammengefasst lauten sie: von Anbeginn bis auf den heutigen Tag hat die Steigerung der Produktivität der Arbeit die Produktionsweise umgewälzt und eben dadurch schließlich auch die Gesellschaftsordnung.

Hieraus lässt sich nun eine erste wichtige Schlussfolgerung für die *Zukunft* ziehen. Sie lautet: da auch gegenwärtig die Produktivität der Arbeit immer weiter gesteigert und die Produktionsweise immer weiter umgewälzt wird, so wird *auch die gegenwärtige Gesellschaftsordnung nicht bleiben, sondern einer andern, zukünftigen Platz machen.*

Das ist eine streng wissenschaftliche Schlussfolgerung, so wissenschaftlich wie nur irgendein Lehrsatz der Mathematik oder Astronomie. [Diese Schlussfolgerung wird nicht „wissenschaftlich“, wenn man sie mit einem Beispiel garniert. – d. Hrsg.]

Freilich, *was für eine* Gesellschaftsordnung das sein wird, das wissen wir hieraus noch nicht. Trotzdem ist der Schluss schon sehr bedeutungsvoll, weil ja dies gerade ein Hauptargument der Gegner gegen den Sozialismus ist; gerade deswegen nennen sie uns Träumer und Utopisten, weil wir überzeugt sind, dass es in der Zukunft eine andere Gesellschaftsordnung geben wird als in der Gegenwart. In Wahrheit ist gerade der dümmste Utopist, der an die Ewigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung glaubt. Denn wenn wir sonst gar nichts von den sozialen Zuständen der Zukunft wissen – das wissen wir genau, dass sie anders sein werden als die gegenwärtigen. [77]

8. Begriff der Entwicklung – Der Klassenkampf.

Diese ganze Darstellung klingt unpersönlich. Es hat sich gewissermaßen alles *von selbst* gemacht, auf dem Wege der „Entwicklung“. Die Produktionsweise hat sich allmählich entwickelt und mit ihr die Gesellschaftsordnung. Und in der Tat ist ja der Gedanke der Entwicklung einer der wesentlichsten Gedanken des wissenschaftlichen Sozialismus. Hiernach könnte es scheinen, als werde sich auch weiterhin alles „von selbst“ entwickeln, und die Menschen hätten eigentlich gar nichts dabei zu tun. Auch das ist ja einer der Vorwürfe, der gern gegen die Sozialisten erhoben wird, dass sie im Grunde gar nichts tun, sondern alles „der Entwicklung“ überlassen und abwarten wollen, bis ihnen die gebratenen Tauben des Zukunftsstaates in den Mund fliegen.

Was aber bedeutet denn das Wort „Entwicklung“? Merkwürdig! Es ist doch ein gutes deutsches Wort, es wird oft im Leben gebraucht, und kaum dürfte sich jemand über seinen Sinn im Zweifel sein – außer, wenn von *wirtschaftlicher* Entwicklung die Rede ist, von *sozialer* Entwicklung, von Entwicklung zum Sozialismus. Dann wird mit einem Mal allerhand Unsinn in das Wort hineingeheimnist!

Man spricht z. B. von der Entwicklung einer Stadt. Man sagt: die Stadt hat sich seit hundert Jahren schön entwickelt. Was heißt das? – Nun, die Einwohnerzahl hat sich vermehrt, es sind neue Straßen angelegt worden, neue schöne Häuser sind entstanden, vielleicht dazu ein Park mit Erholungsstätten und Spielplätzen, indes ungesunde Stadtviertel abgebrochen und in besserer Form erneuert worden sind usw. So versteht es jedermann, wenn von der Entwicklung einer Stadt die Rede ist. Soll hiermit nun gesagt sein, dass alle diese schönen Dinge von selbst gekommen seien, ohne menschliches Zutun? Nur ein Verrückter könnte auf eine solche Idee verfallen. Selbstverständlich ist jedes neue Haus von Menschenhänden gebaut, jede neue Straße von Menschen angelegt worden. Kein Stein hat sich gerührt, ohne dass Menschen dabei tätig waren. Und doch ist es [78] Entwicklung. Was bedeutet nun dieses Wort? Weshalb wendet man es an? – Um auszudrücken, dass nicht vor hundert Jahren ein kluger Mann im Voraus einen Plan entworfen hat, wonach für alle Zukunft bestimmt war, wohin jedes Haus, jede Straße, jeder Baum im Park usw. gestellt werden sollte, sondern dass die Menschen das alles gemacht haben *nach dem Bedürfnis des Augenblicks*. Weil sie gerade hier ein Haus brauchten, haben sie es gebaut; weil zehn Jahre später gerade dort eine Straße nötig war, wurde sie angelegt; und wieder 25 Jahre später brach vielleicht eine Cholera-Epidemie aus und zeigte die Notwendigkeit, ein ganzes Stadtviertel niederzulegen. So ist aus lauter einzelnen bewussten und gewollten Handlungen im Laufe der hundert Jahre eine totale Änderung des ganzen Stadtbildes entstanden, die niemand vorausgesehen und vorausgewollt hat, die aber doch von den Menschen gemacht ist.

Das ist der Sinn des Wortes Entwicklung, und diesen selben Sinn hat es selbstverständlich auch, wenn von der wirtschaftlichen Entwicklung die Rede ist. Niemals also kann es fraglich sein, *ob* die Menschen etwas dabei zu tun haben – das versteht sich ganz von selbst; was die Menschen nicht tun, das geschieht nicht – sondern es kann sich immer nur darum handeln, *was* sie tun sollen.

Auch auf diese Frage dürfen wir die Antwort wieder nur bei der Wissenschaft suchen, d. h. im Studium der Vergangenheit und der Gegenwart.

Wir ziehen zunächst die *Vergangenheit* zu Rate und fragen: wie sind denn die früheren Umwälzungen der Gesellschaftsordnung zustande gekommen? Was haben die Menschen damals dazu getan?

Darüber gibt uns die Geschichte eine vollkommen klare und ganz unzweifelhafte Auskunft. Es geschah durch die Kämpfe der verschiedenen Klassen gegeneinander, durch *Klassenkämpfe*.

Vergleichen wir wieder die deutsche Geschichte. Wie ist bei den Deutschen die allmähliche Umwälzung der Gesellschaftsordnung, angefangen von der klassenlosen Gesellschaft der Urzeit, Hinweg über die reichgegliederte Klassengesellschaft des frühen Mittelalters und die Feudalgesellschaft der späteren Jahrhunderte bis zur modernen kapitalistischen Gesellschaft, vor sich gegangen?

Wir haben bereits erwähnt, dass das Königtum zu einer über den anderen Stammesgenossen thronenden Macht durch die [79] andauernden Kriege der ersten Jahrhunderte geworden ist, die ihrerseits durch das unmittelbare wirtschaftliche Bedürfnis entstanden sind, nämlich durch die Notwendigkeit, für die vermehrte Volkszahl und deren vermehrte Bedürfnisse neues Land zu erwerben. Auf der anderen Seite schuf der Krieg in den Gefangenen eine Klasse von Unfreien, die von vornherein minderen Rechtes waren als die Stammesangehörigen. Als dann zur intensiveren Bebauung des Bodens und damit allmählich zur Sesshaftigkeit übergegangen wurde und das Privateigentum an Grund und Boden entstand, schuf dieses Unterschiede in Besitz und Lebensstellung. Bei der Erbfolge wurden die Grundstücke entweder unter sämtliche Kinder aufgeteilt, was eine von Generation zu Generation steigende Verarmung kinderreicher Familien zur Folge hatte, während andere, minder fruchtbare Familien wohlhabend blieben. Oder das Grundstück ging ungeteilt auf eines der Kinder über; dann waren die anderen sofort besitzlos. Jedoch sind uns die Einzelheiten dieser Vorgänge aus jenen fernen Jahrhunderten – es handelt sich um die ersten vier bis fünf Jahrhunderte nach Christus – im Ganzen wenig bekannt.

Dagegen ist die große Grundherrschaft durch Landverleihung der Könige an Heerführer und Staatsbeamte entstanden. Ein solcher Grundherr, dem die Nutzung riesiger Landstrecken zugewiesen war, brauchte dazu eine Menge Leute mit ausgedehnter Wirtschaftsorganisation. Da gab es gewöhnliche Bauern; ferner Meier (aus dem lateinischen major entstanden, das soviel wie „der Größere“, der Vorgesetzte, bedeutet), also gewissermaßen Oberbauern; dann die Ministerialen, die als Beamte die Verwaltungsgeschäfte des Grundbesitzes besorgten; und endlich die Ritter, d. h. diejenigen Unfreien, die dem Grundherrn Kriegsdienste leisteten.

Als dann die Produktivität der Arbeit immer weiterwuchs und sich durch Arbeitsteilung (in der im vorigen Kapitel geschilderten Art) Handwerk und Handel bildeten, war die neue Klassenordnung vollendet. Dabei ist zu bemerken, dass all dies unter steten Kämpfen der Klassen gegeneinander vor sich ging. Insbesondere war es ein Jahrhunderte andauernder Kampf zwischen dem großen und dem kleinen Grundbesitz, in welchem die Klasse der kleinen freien Bauern zuletzt fast restlos zugrunde ging. Später freilich, beim Niedergang des Adels, entstand sie aufs Neue aus dessen Leibeigenen. Immerhin sind alle diese Vorgänge etwa bis zum 12. Jahrhundert hin, in ihren Einzelheiten zu wenig überliefert, als dass wir sie mehr als in großen Um- [80] rissen erkennen könnten. Von da ab jedoch, also von der Entstehung des städtischen Bürgertums an, können wir ganz deutlich feststellen, dass es der Klassenkampf war, der die neue Klassenordnung, also die neue Gesellschaftsordnung schuf. Die Handwerker – wie bereits oben erwähnt – waren ursprünglich Leibeigene der großen Grundherren. In einer schier endlosen Reihe von Klassenkämpfen befreiten sie sich von ihnen, meist verjagten sie sie aus den Städten und wurden dort oft selbst zur herrschenden Klasse. Auf dem Lande dagegen behauptete der Adel seine Macht, und die ganze Geschichte des Mittelalters besteht nun aus Kämpfen zwischen Städtern und Adel. Die neu entstandene Klasse des Bürgertums schob sich also gewissermaßen zwischen die vorhandenen Klassen hinein, eroberte sich durch Kampf ihren

Platz, behauptete ihn in immer neuen Kämpfen, die sich in Deutschland bis tief ins 19. Jahrhundert hinein fortsetzten, bis dann zuletzt die Position des Adels als Klasse zertrümmert und die Kapitalisten als herrschende Klasse an ihre Stelle gesetzt waren. Alle diese Kämpfe sind nicht willkürlich entstanden, etwa aus Rauflust der einen oder anderen Partei, sondern die Lebensinteressen, ja die blanke Lebensmöglichkeit zwangen die Klassen dazu. In der Rang- und Rechtsordnung der alten Feudalgesellschaft konnte das Bürgertum einfach nicht existieren; es musste sie ständig verletzen und dagegen ankämpfen. Auf der anderen Seite war der Adel ebenso gezwungen, gegen diese ständigen Verletzungen des alten Rechts zu Felde zu ziehen, wenn er nicht zugrunde gehen wollte. Diese fortwährenden Kämpfe der verschiedenen Klassen gegeneinander, das ist der Inhalt der deutschen Geschichte seit dem frühen Mittelalter bis tief ins 19. Jahrhundert hinein²⁵.

Dies alles lehrt die Betrachtung der Vergangenheit. Stellen wir nun daneben die Vorgänge der *Gegenwart*.

Die Gesellschaftsordnung der Gegenwart ist die *kapitalistische*. Nicht als ob es neben den Kapitalisten und den Lohnarbeitern nicht noch andere Klassen gäbe. Aber sie sind [81] wenig zahlreich, und – was die Hauptsache ist – jene beiden Klassen sind in der heutigen Gesellschaft die ausschlaggebenden; sie bestimmen ihr Wesen und ihren Charakter. Was neben ihnen noch existiert – wie z. B. die freien Berufe, die Beamten, die Berufssoldaten usw. – sind mehr oder weniger nur Anhängsel der einen oder anderen jener beiden Hauptklassen, in ähnlicher Art wie vor 100 Jahren das Proletariat nur ein Anhängsel der kapitalistischen Bourgeoisie war.

In dieser so beschaffenen Gesellschaft führen Arbeit und Kapital einen *Klassenkampf* gegeneinander. Auch das ist einfach eine Tatsache, die wir kühl wissenschaftlich festzustellen haben. Man muss sich von dem Vorurteil frei machen, als sei der Klassenkampf nur etwas Zufälliges, nur durch sozialdemokratische „Verhetzung“ entstanden. Wo es überhaupt Lohnarbeiter im Dienste des Kapitals gibt, da führen sie auch den Klassenkampf gegen dieses, ganz gleichgültig, ob die sozialdemokratische Lehre jemals an ihr Ohr gedrungen ist oder nicht. Auch die christlich organisierten Arbeiter führen ihn, auch die gänzlich Unorganisierten. Jedermann wird zugeben, dass z. B. ein Streik Klassenkampf ist. Haben nicht auch christliche und unorganisierte Arbeiter seit Jahrzehnten schon oft gestreikt? Aber der Streik ist schon eine sehr hoch entwickelte Form des Klassenkampfes. Jede Auflehnung gegen das Kapital, jeder Versuch, es in seiner Herrschaft und in seinen Gewinnen zugunsten der Arbeiter einzuschränken, ist schon Klassenkampf. Das geschah früher in sehr viel roheren Formen. Vor hundert Jahren in England, später in Deutschland zertrümmerten die Arbeiter die Maschinen, steckten die Fabriken in Brand und dergleichen. All das war Klassenkampf. Das geschieht auf allen möglichen Gebieten, oft wo man es kaum vermutet, in der auswärtigen Politik, in der Zoll- und Handelspolitik, im Steuerwesen, in der Gestaltung der Schule und des Unterrichts usw.²⁶ Also, der Klassenkampf ist eine gegebene Tatsache. Er ist vorhanden auch ohne sozialdemokratische „Verhetzung“; er war

²⁵ Leider ist es im Rahmen dieses Buches nicht möglich, diese hochinteressante geschichtliche Entwicklung in ihren Einzelheiten darzulegen und nachzuweisen. Wenn der unmittelbare politische Tageskampf Zeit dazu lässt, gedenken wir, dies in einer besonderen „Deutschen Wirtschaftsgeschichte“ nachzuholen.

²⁶ Hierüber reichhaltiges Material in der sozialdemokratischen Parteiliteratur über diese speziellen Themata. Natürlich meinen wir die vor dem Weltkrieg verfassten Schriften.

vorhanden, Jahrzehnte, ja Jahrhunderte, ehe es eine Sozialdemokratie gab. Genau wie in allen früheren Zeitaltern der Geschichte können wir auch hier konstatieren: sobald verschiedene [82] Klassen mit gegensätzlichen Interessen vorhanden sind, kämpfen sie gegeneinander.

Was dürfen wir aus diesen Tatsachen schließen? – Dieses:

In der Vergangenheit war der Klassenkampf das Mittel, womit die Umwälzung der Gesellschaftsordnung von den Menschen bewerkstelligt wurde. Die neue, aufstrebende Klasse kämpfte gegen die von alters her herrschende, lehnte sich gegen sie auf, drängte sie schließlich zurück und schuf so eine neue Ordnung der Klassen. – In der Gegenwart geht ganz dasselbe vor sich. Die aufstrebende Klasse der Arbeiter (das Proletariat) lehnt sich gegen die Herrschaft der Kapitalistenklasse auf, sucht sie zurückzudrängen und ihre Macht zu brechen.

Folglich ist der Klassenkampf der Arbeiter das Mittel, die neue, zukünftige Umwälzung der Gesellschaftsordnung herbeiführen wird. Die Tätigkeit, welche den Menschen dabei zufällt, die Tätigkeit, womit sie die Entwicklung „machen“, ist: den Klassenkampf zu führen.

In diesem Sinne sagt das Erfurter Programm:

„Diese gesellschaftliche Umwälzung (nämlich die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische Produktion) ... kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein, weil alle anderen Klassen trotz der Interessenstreitigkeiten unter sich ... die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziel haben.“

Das Programm bestreitet also nicht, dass es innerhalb der Kapitalistenklassen verschiedene Gruppen mit verschiedenen, oft entgegengesetzten Interessen gibt. Das liegt ja auch auf der Hand. Man denke nur an die verschiedenen Gruppen Landwirtschaft, Industrie und Handel, an Groß- und Kleinbetrieb innerhalb jeder dieser drei Gruppen, an die verschiedenen Branchen in Handel und Industrie, an die reinen und gemischten Betriebe innerhalb desselben Industriezweiges. Die Interessen dieser verschiedenen Gruppen decken sich keineswegs immer, und oft genug geraten sie sich in die Haare. Besonders deutlich in Fragen der Zoll- und Handelspolitik, wo es klar zutage liegt, dass „dem einen sin Uhl dem annern sin Nachtigall“ ist. Aber all solche Kämpfe sind Kämpfe um die Verteilung des Profits. Jede Gruppe will einen möglichst großen Anteil daran haben, den sie nur den anderen Gruppen entreißen kann. Gemeinsam ist ihnen allen das Interesse, dass der Profit überhaupt, diese „Grundlage der heu- [83] tigen Gesellschaft“, erhalten bleibt und dass er möglichst groß sei. Denn je größer der Gesamtprofit, desto mehr ist zum Verteilen unter die verschiedenen Kapitalistengruppen da. Erhaltung des Profits aber bedeutet Erhaltung der Ausbeutung, Erhaltung des sozialen Elends. Deshalb erfordert das Interesse der Arbeiter die Beseitigung des Profits überhaupt. Und hier stehen ihm alle die verschiedenen Kapitalistengruppen, trotz ihrer inneren Kämpfe untereinander, einig und geschlossen gegenüber. Sie werden doch nicht den Ast absägen helfen, auf dem sie selber sitzen! Die Hoffnung, dass irgendwelche Teile der Bourgeoisie jemals dem Proletariat in seinem Klassenkampf Hilfe leisten würden, ist eine kindliche Utopie. Die Umwälzung der Gesellschaftsordnung kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein.

Noch ein anderer wichtiger Gedanke steckt in jenem Satz des Erfurter Programms. Die Umwälzung der Gesellschaftsordnung, die Beseitigung der Kapitalherrschaft und des Profits, die allein die Arbeiterklasse befreien, und die soziale Frage lösen kann, sie kann nicht durch künstliche Mittel erreicht werden. Soeben wurde gesagt, dass die verschiedenen Teile der Kapitalistenklasse oft in Einzelfragen erbitterte Kämpfe untereinander führen. Der

Gedanke liegt nahe, solche Kämpfe zugunsten der Arbeiter auszunutzen, die eine Kapitalistengruppe gegen die andere auszuspielen. In solchen Manövern besteht bekanntlich das Wesen der bürgerlichen Diplomatie. Der Weltkrieg ist dafür ein gutes Beispiel. Von vornherein war ja nach menschlichem Ermessen anzunehmen, dass Deutschland und Österreich-Ungarn der kolossalen feindlichen Übermacht nicht würden standhalten können. Da wäre es nun, nach bürgerlicher Auffassung, Sache der Diplomatie gewesen, die unter den Feinden selbst vorhandenen Interessengegensätze auszunutzen, und so eine andere Gruppierung der Mächte herbeizuführen, dem Deutschen Reich mehr und kräftigere Bundesgenossen zu gewinnen. Darin liegt auch etwas Richtiges. Der Weltkrieg ist entstanden durch die Interessengegensätze der Kapitalisten aller Länder. Er war also, so lange der Kapitalismus herrscht, nicht zu vermeiden. Aber damit ist nicht gesagt, dass er gerade in diesen Formen und in dieser Gruppierung der Mächte sich abspielen musste. Es bestanden z. B. zwischen Deutschland und Russland kaum nennenswerte imperialistische Gegensätze und die Gegensätze zwischen Deutschland und Frankreich waren keinesfalls größer als die zwischen Frankreich [84] und England. Wenn es trotzdem der englischen Diplomatie gelang, eine so gewaltige Koalition gegen Deutschland zusammenzubringen, so lag das in der Tat zum großen Teil an der besonderen Ungeschicklichkeit der deutschen Diplomatie.

Genau in derselben Weise fassen nun viele die Taktik im Klassenkampf auf. Nach ihrer Meinung kommt es auch hier auf eine geschickte Diplomatie der Führer an, auf Bündnisse im Parlament, um eine Mehrheit für solche Gesetze zu gewinnen, die der Arbeiterschaft günstig sind, auf Ausnutzung der Schwächen einer gegnerischen Position, wobei auch nur an Vorgänge im Parlament gedacht wird, usw. So kommen sie dann dazu, alles in die Hand der *Führer* zu legen. Die Tätigkeit der Arbeiter besteht hiernach nur darin, möglichst tüchtige Führer sich zu wählen, auf deren Wink jeden Augenblick zu Versammlungen, Demonstrationen usw. bereit zu stehen, aber sonst sie schalten und walten zu lassen und ihre klugen diplomatischen Operationen nicht zu stören. Dies ist der innerste Gedankenkern des *Revisionismus*, der die letzten zwanzig Jahre vor dem Weltkrieg in der deutschen Sozialdemokratie aufgekommen war und allmählich zu einer regelrechten Geheimdiplomatie innerhalb der sozialdemokratischen Partei geführt hat. Alle Entscheidungen wurden in geheimen Sitzungen von einigen wenigen Führern getroffen; die Masse der Arbeiter war nur dazu da, die Befehle der Führer auszuführen.

Diese Taktik vergisst völlig den fundamentalen Unterschied zwischen dem Krieg kapitalistischer Staaten oder auch dem Streit kapitalistischer Parteien untereinander und dem Klassenkampf der Arbeiter gegen das Kapital. Im Weltkrieg z. B. hing die Gruppierung der Mächte zu Bündnissen wirklich zum großen Teil von der Fähigkeit der Diplomaten ab. Auch nicht etwa völlig. Man kann sich wohl vorstellen, dass die deutsche Diplomatie sich einen kräftigeren Bundesgenossen gewünscht hätte als die durch innere Kämpfe zermürbte Monarchie der Habsburger. Aber die vorangegangene Entwicklung von mindesten fünfzig Jahren zwang sie, zu Österreich zu halten. Dadurch, und nur dadurch geriet sie in Gegensatz zu Russland. Also selbst auf dem Gebiete der bürgerlichen Diplomatie, der sogenannten „großen“ Politik, ist die Befähigung der einzelnen nicht der allein maßgebende Faktor. Im Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit darf man aber nie vergessen, dass das letzte, große, entscheidende Interesse, nämlich das Interesse an der Erhaltung des Profits, alle Kapitalistengruppen immer wieder gegen die Arbeiterschaft zusammenführt. Bündnisse und Hilfe gewinnt man durch Konzessionen. Die [85] deutsche Regierung konnte der französischen Konzessionen anbieten, um sie gegen die englische zu gewinnen, oder umgekehrt der englischen gegen die französische. Sobald aber die Führer der Arbeiter dem Kapital Konzessionen machen wollen, müssen sie immer etwas zugeben, was den Profit sichert, also dem Zweck des proletarischen Klassenkampfes zuwiderläuft. Und dabei

können solche Konzessionen doch nie so groß sein, dass sie das viel stärkere Gemeininteresse und Zusammengehörigkeitsgefühl der Kapitalisten erschüttern könnten. So ist denn die revisionistische Taktik der Konzessionen in der Tat ein jahrelanges Hin- und Hertaumeln gewesen, das der Arbeiterschaft nicht den geringsten Nutzen gebracht hat. Der Klassenkampf ist keine Sache, die von Führern gemacht werden kann. Keine noch so begabten Personen, seien sie aus dem Arbeiterstande entsprossen oder aus Mitleid zum Volke herabgestiegen, können die kapitalistische Gesellschaftsordnung beseitigen. Das vermag nur die Arbeiterschaft selbst zu tun. Nur ihr eigenes Werk kann es sein.

Wenn somit der Klassenkampf das Mittel ist, um die neue Gesellschaftsordnung zu schaffen, und wenn die Arbeiter den Klassenkampf von jeher führen, auch ohne Zutun der Sozialdemokratie und lange bevor es eine Sozialdemokratie gab - ist dann diese nicht überflüssig? Oder was kann sie dabei tun?

Es macht einen großen Unterschied, wie der Klassenkampf geführt wird, ob planlos, zerstreut, zersplittert, ohne Bewusstsein des Ziels- oder planmäßig und zielklar. Je planloser der Klassenkampf, desto weniger wirksam ist er, desto mehr Kraft wird unnütz geopfert.

Die Leiden des Proletariats datieren ja nicht von heute und gestern, und folglich ist auch die Auflehnung gegen diese Leiden schon lange vorhanden. Aber solange die Auflehnung planlos geschah, hatte sie für die herrschende Klasse nichts Beängstigendes. Vereinzelt, wie sie sich regten, wurden die Kräfte der Arbeiterklasse niedergeschlagen. Ein Einschreiten der Polizei, ein paar drakonische Gerichtsurteile, höchstens einmal ein Aufgebot von Militär, das genügte vollkommen. Aber nun war seit bald fünf Jahrzehnten die Sozialdemokratie an der Arbeit, nicht nur zu agitieren, sondern auch zu *organisieren*, das heißt die Kräfte des Proletariats aneinander zu reihen und zu *planmäßig gemeinschaftlicher Tätigkeit zusam- [86] menzufassen*. Und das hat dem Klassenkampf eine ganz andere Wendung gegeben, das macht ihn erst gefährlich für die Herrschenden. Sie haben das vielleicht nie klar gewusst, aber von jeher instinktiv mit aller Deutlichkeit empfunden. Daher ihr fanatischer Hass gegen die Sozialdemokratie (vor dem Weltkrieg!). Ohne dass sie es genau zu sehen noch zu beweisen vermochten, fühlten sie doch mit voller Bestimmtheit, wie die Kräfte des Proletariats immer gewaltiger wuchsen durch ihre *Zusammenfassung*, durch ihre *planmäßige Vereinigung*, d.h. eben durch die organisatorische Tätigkeit der Sozialdemokratie.

In der Tat, es gibt keine direkte, künstliche Möglichkeit, die sozialistische Gesellschaft herbeizuführen. Sondern das Einzige, was wir tun können, ist: den Klassenkampf, d.h. die Auflehnung des Proletariats gegen das Kapital - eine Auflehnung, die auch ohne uns vorhanden ist - *möglichst wirksam* zu gestalten. Auch das wiederum geht nicht durch künstliche Mittel der Führer, sondern auch das müssen *die Massen selbst* besorgen. Und zwar kann es nur geschehen durch planmäßige Zusammenfassung der Kräfte des Proletariats und durch ihre Hinlenkung auf die Kampfesobjekte, auf die es ankommt; also durch das, was wir *Organisation* nennen. Damit aber die Massen das tun, müssen sie Kenntnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge haben, müssen sie einsehen, dass ihr Elend aus der kapitalistischen Wirtschaft entspringt und dass sie dieser nur durch vereinten Vorstoß begegnen können. Solche Kenntnis wird ihnen übermittelt durch Aufklärung, durch *Agitation*. Und so beschränkt sich auf Agitation und Organisation im Wesentlichen alles, was wir zur Befreiung der Arbeiterklasse praktisch tun können.

Das drückt das Erfurter Programm aus durch die Worte:

„Diesen Kampf der Arbeiterklasse zu einem bewussten und einheitlichen zu gestalten und ihm sein naturnotwendiges Ziel zu weisen - das ist die Aufgabe der Sozialdemokratischen Partei.“

Die drei aus dem Erfurter Programm zitierten Sätze, die hier nochmals zusammengestellt werden sollen, enthalten den [87] theoretischen Gedankengang des wissenschaftlichen Sozialismus. Sie lauten:

1. Unser Ziel ist „die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln ... in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische ... Produktion.“
2. „Diese gesellschaftliche Umwandlung kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein, weil alle anderen Klassen, trotz der Interessenstreitigkeiten unter sich ... die Erhaltung der Grundlagen der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziele haben.“
3. „Diesen Kampf der Arbeiterklasse zu einem bewussten und einheitlichen zu gestalten und ihm sein naturnotwendiges Ziel zu weisen - das ist die Aufgabe der sozialdemokratischen Partei.“ [88]

9. Der Zukunftsstaat I.

Als Ziel des Sozialismus wird oft kurzerhand die Enteignung der Produktionsmittel bezeichnet. Das ist, wie unsere Erörterungen gezeigt haben, ungenau. Die Enteignung ist nur ein Mittel zum Zweck. Worauf es dem Sozialismus ankommt, ist die *gesellschaftliche* Umwälzung, die Beseitigung der kapitalistischen und die Herbeiführung der sozialistischen *Gesellschaftsordnung*. Da wir jedoch gesehen haben, dass die Gesellschaftsordnung unmittelbar von der Wirtschaftsweise, von der Produktion abhängt, so ist mit der Umwälzung der Produktion auch die gesellschaftliche Umwälzung gegeben. Man kann deshalb mit Recht die Herbeiführung der sozialistischen Produktion als Ziel des Sozialismus bezeichnen oder, wie es das Erfurter Programm ausdrückt: *„die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische Produktion.“*

Was aber bedeutet der Ausdruck „sozialistische Produktion“? Die Gegner des Sozialismus haben von jeher behauptet, dass hierüber von Seiten der Sozialisten noch keine genügende Auskunft gegeben worden sei, und sie haben sich bemüht, diese Lücke auszufüllen, indem sie ihrerseits die schauerlichsten Dinge über den sozialistischen „Zukunftsstaat“ erzählen, um möglichst Abscheu vor ihm zu erregen. Am berühmtesten sind da die Schilderungen des (1903 verstorbenen) liberalen Parteiführers *Eugen Richter* geworden. Wie er – und im Grunde die ganze Bourgeoisie mit ihm – sich die Verwirklichung der sozialistischen Produktion denkt, sei hier an einigen Proben gezeigt, die wir der im Jahre 1903 erschienenen Broschüre *„Sozialistenspiegel“* entnehmen²⁷. Darin liest man:

(S. 41–42.) *„Privateigentum ... Da es ein Privateigentum an den Produktionsmitteln im sozialdemokratischen Zukunftsstaat nicht mehr gibt, so kann es auch kein Privateigentum geben an Hypothekenforderungen, Staatspapieren, Aktien, Sparkassenbüchern oder sonstigen Darlehnsforderungen. Privateigentum und Erbrecht beschränkt sich infolgedessen notwendig auf dasjenige, was man unmittelbar zum persönlichen Gebrauch angewiesen erhält ...“*

„Da künftig allein für Staatsrechnung produziert wird und also niemand in den Besitz von Lebensmitteln gelangen kann außer durch den Staat, so wird jeder Einzelne einschließlich der Frau dem Staate arbeitspflichtig und muss diejenige Arbeit verrichten, die ihm vom Staat ... angewiesen wird.“

„Vom Ertrage der Arbeit werden die Herstellungskosten, die Verluste, sodann dasjenige, was zur Erhaltung oder Vermehrung der gemeinschaftlichen Arbeitsmittel und Verbrauchsmittel – des Kapitals – erforderlich ist, vorab abgezogen. Das Übrige wird teils verwendet auf Staatsanstalten zu jedermanns unentgeltlicher Benutzung, teils unter die Einzelnen verteilt. Der Anteil des Einzelnen muss ein durchaus gleichmäßiger sein, weil andernfalls durch Anhäufung unverbrauchter Genussmittel wiederum Privatkapital entstehen würde.“

„... Nach diesem Buch (Bebel, „Die Frau“) ist auch die Arbeitszeit für alle Arbeiter dieselbe; das häusliche Leben beschränkt sich auf das Zusammenleben von Mann und Frau, die Kinder werden auf Staatskosten in besonderen Anstalten erzogen. Die Bereitung der Nahrungsmittel geschieht durch Zentralanstalten, ebenso die Reinigung und Ausbesserung der Wäsche ...“

²⁷ Sozialistenspiegel. Berlin 1903. Verlag von O. Gartz, Berlin, Zimmerstr. 8.

(S. 24–26.) „Familienleben im Zukunftsstaat der Sozialdemokratie. (Hier wird zunächst Bezug genommen auf Ausführungen von Kautsky – in seinem Buch über die Agrarfrage – welche schildern, wie schön das von jedem Wirtschaftsbetrieb getrennte Heim im Zukunftsstaat sein werde. Dann heißt es weiter:) Das ist sehr schön von Kautsky gesagt und gibt der Phantasie allen erdenklichen Spielraum; in der rauen Wirklichkeit des sozialdemokratischen Zukunftsstaates aber sieht es anders aus. Man soll also nach Kautsky im eigenen Heim „seinen Lieben“ leben können. Zu den „Lieben“ gehören nun doch gewiss *die eigenen Kinder*. Aber gerade die Kinder werden nach Bebel's Buch von der „Frau“ *vollständig von den Eltern getrennt* und gemeinsam für Staatsrechnung erzogen. Wäre es anders, so würden ja ungleiche Verhältnisse und ungleiche Ansprüche entstehen je nach der verschiedenen Zahl der Kinder in der Familie. In das schöne Heim der Eltern würden die Kinder höchstens *sonntags* kommen dürfen, ähnlich wie jetzt die Kadetten sonntags ihre Verwandten besuchen dürfen.“

„Aber freilich, eine gemeinsame Mahlzeit gibt es weder sonntags noch werktags im eigenen Heim für die Familie. ... Anstelle der Privatküchen werden Zentral-Nahrungsanstalten eingerichtet. Das häusliche Leben (so schreibt *Bebel* „Die Frau“, S. 186) wird sich auf das Notwendigste beschränken; denn auch Zentral-Reinigungsanstalten werden errichtet, in denen auf mechanisch-chemische Weise die Wäsche gewaschen, getrocknet und fertig gestellt wird.²⁸ ...

„Was bleibt denn nun hiernach, wenn die Kinder fehlen und auch für die Erwachsenen jede Mahlzeit früh, mittags und abends außer dem Hause eingenommen werden muss, für das freie Leben in der Zukunftsvilla nach Kautsky übrig? Nicht einmal so viel, wie sich einem Chambregarnisten in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bietet. Die Chambregarnie-Wohnung ermöglicht doch wenigstens, das Frühstück und vielleicht auch die Abendkost im eigenen Heim einzunehmen. Kautsky meint, der Sozialdemokrat könnte in seiner Zukunftsvilla auch „seinen Freunden“ leben. Aber wenn man den Freunden *nichts vorsetzen* kann, weder Kaltes noch Warmes, weder Essen noch Trinken, so wird dieses „Leben mit den Freunden“ in der Villa, die für die Freunde fast den Charakter eines Hungerturms erhält, eine sehr nüchterne Gestalt annehmen.“

„Der Ehegatte ist dabei nicht einmal sicher, mit seiner Gattin die arbeitsfreie Zeit zusammen in der Villa zubringen zu können; denn *auch die Gattin muss hinaus, um ihrer Arbeitspflicht zu genügen*, und die Arbeitspflicht des einen und des andern kann sehr verschieden ausfallen. Die Bewohner der Zukunftsvilla sollen nach Kautsky ihren Büchern, ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen frei leben können. Aber dazu muss man doch auch erst Bücher haben. Im sozialdemokratischen Staat aber sind Bücher nicht zu kaufen, sondern höchstens aus größeren Büchereien zu leihen. Was aber die wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen anbetrifft, so sind dieselben auch nur zulässig für den Hausbedarf an Kunst und Wissenschaft. Denn für *die Außenwelt selbständig produzieren darf auch der Gelehrte und Künstler nicht* im sozialdemokratischen Staat; es könnte ja sonst mit unzulässigem Privateigentum und Honoraren eine Ungleichheit der Lebensverhältnisse entstehen, unter Umständen sogar eine Klasse neuer Kapitalisten.“

„In der Hauptsache also wird die Zukunftsvilla *nichts weiter sein als ein Nachtquartier* ... Es ist auch gut so, denn eine Villa nach heutigen Begriffen will auch reingehalten sein, und das würde für den glücklichen Besitzer im Zukunftsstaat keine Kleinigkeit sein, denn jeder

²⁸ Eugen Richter war bis ins hohe Alter Junggeselle. Irren wir nicht, so hat er erst mit 63 Jahren geheiratet. Von dem großen „Familienwaschtag“ hatte er also wohl nur eine etwas entfernte Anschauung. Er scheint ihn sich als eine Art Familienfest vorgestellt zu haben, auf das zu verzichten ein schweres Opfer sei.

Dienstbote, Hausdiener oder sonstige „Hausklave“ kommt bekanntlich im sozialdemokratischen Zukunftsstaat in Fortfall ...“

(S. 59–60.) „Zuchthausstaat. Als ein Zuchthausstaat würde der Zukunftsstaat der Sozialdemokratie sich darstellen, wenn er überhaupt ver- [91] wirklicht werden könnte. Die Leitung der gesamten Produktion würde den sozialdemokratischen Staat zwingen, zur Verhütung von Überproduktion *die freie Wahl des Berufs und der Arbeitsstätte aufzuheben*. Jeder müsste dasjenige und dort arbeiten, wohin ihn die Staatsleitung stellt. Damit würde die persönliche Freiheit im Erwerbe gänzlich gestört. Zugleich würde die Regelung des Konsums durch den Staat nötig, um nicht das Risiko großer Verluste zu erleiden, die jedes Mal eintreten müssten, wenn produziert wird über die Nachfrage hinaus. Die Regelung des Konsums durch den Staat aber zerstört jede Wahl in der Art des Lebensgenusses und macht die *Sklaverei* des Einzelnen vollständig. – Nur in der Ordnung der *Zuchthäuser* findet der sozialdemokratische Zukunftsstaat ein Vorbild.“

Jedoch nicht nur in den Agitationsschriften der gegnerischen Parteien findet sich eine solche Schilderung des „Zukunftsstaates“, sondern auch in der wissenschaftlichen Literatur der Bourgeoisie. So z.B. belehrt *Meyers Konversationslexikon* folgendermaßen über Kommunismus:

„Charakteristisch für den Kommunismus ist, dass er Menschenglück und gerechte, normale Zustände in der Gesellschaft nur da sieht, wo *unbedingte Gleichheit der Einzelnen* besteht. Es soll daher kein ökonomischer, sozialer, politischer Unterschied irgendwelcher Art bestehen und *Gleichheit der Arbeitslast, des Einkommens und des Genusses* herbeigeführt werden. Zu diesem Zweck wird eine Organisation der wirtschaftlichen Tätigkeit der Einzelnen von Gesellschaftswegen gefordert. Diese soll auf der Gütergemeinschaft beruhen: alle Produktions- wie alle Genussmittel sind Eigentum der Gesamtheit. Es besteht kein Privateigentum und kein Erbrecht. Die Gesamtheit regelt Herstellung, Verteilung, Verbrauch der materiellen Güter nach dem Grundsatz der Gleichheit. Für alle Arbeitsfähigen besteht Arbeitszwang. Die Ernährung und Ausbildung der Jugend ist gleich und erfolgt auf gemeinsame Kosten. In diesem Ideenkreis bewegen sich alle Kommunisten. Im einzelnen ... weichen sie voneinander ab ... Die einen (und hiermit sind die wissenschaftlichen Sozialisten gemeint) wollen den Kommunismus in einem großen zentralisierten Staat verwirklichen, in dem eine Zentralbehörde die Tätigkeit aller Einzelnen wie die Marionetten auf einem Puppentheater dirigiert ...“

Endlich sei noch angeführt, wie *Georg Webers Allgemeine Weltgeschichte* (Bd. 15, 1. Teil, Seite 740) an Hand eines nationalliberalen Wahlflugblattes den „sozialdemokratischen Staat“ schildert:

„Der Bauer hat auf seinem Feld nichts mehr zu suchen. Die Fabrikanten sind verschwunden und an ihre Stelle vom Staat ernannte [92] Beamte getreten, welche die Fabriken für Rechnung aller, d. h. des Staates, verwalten ... Das Erbrecht ist aufgehoben. Es ist jedem gestattet, neben der auf ihn treffenden Handarbeit sich mit Kunst und Wissenschaft zu beschäftigen. Aber für diese geistige Arbeit gebührt ihm kein Anteil an dem Ertrage der Gesamtarbeit; das hieße ja, ihn von dem Schweiß der Arbeiter ernähren oder mästen. Gelehrte und Künstler wird es daher im Zukunftsstaat schwerlich geben. Kaufleute im eigentlichen Sinne kann es auch im sozialdemokratischen Staat nicht geben ... Im sozialdemokratischen Staat kann es auch keine Geistlichkeit geben, denn die Sozialdemokraten sind Atheisten, wie sie offen eingestehen ... Die Ehe wird nur auf so lange geschlossen als die Liebe anhält, d. h. auf Zeit. Um die Erziehung und Erhaltung der Kinder haben sich die Eltern nicht zu kümmern, dazu ist der Staat verpflichtet. Mann und Weib

laufen zusammen, wenn sie Liebe zu empfinden meinen, wenn es ihnen beliebt, und wieder auseinander, auch wenn es ihnen beliebt.“

Versuchen wir den Gedankengang herauszuschälen, der solchen Schilderungen zu Grunde liegt, so stellt er sich folgendermaßen dar.

Wenn kein Profit gemacht wird, hat kein Privatmann ein Interesse daran, sein Kapital zur Produktion zu verwenden. Es wird keine privaten Unternehmungen mehr geben. Die ganze Produktion muss somit von den Behörden, vom Staate in die Hand genommen werden. Der Staat wird der einzige Unternehmer sein. Damit erwirbt der Staat oder vielmehr die jeweils regierenden Personen eine so furchtbare Macht über jeden einzelnen Mitbürger, dass alle Tyrannei der Gegenwart und Vergangenheit ein bloßes Kinderspiel dagegen wäre. Denn jeder einzelne Mensch wird dann, um zu leben, gezwungen sein, nach der Vorschrift und unter dem Kommando der Staatsbehörde zu arbeiten. Und nicht das allein. Da die Staatsbehörde dafür sorgen soll, dass Konsum und Produktion stets miteinander übereinstimmen, so kann sie sich nicht damit begnügen, die Menschen bei der Produktion, bei der Arbeit zu kommandieren und zu schablonisieren. Sie muss sich auch um den *Konsum* kümmern; sie muss jedem einzelnen vorschreiben, was und wieviel er verbrauchen darf. Sonst könnte es passieren, dass zu viel verbraucht wird, was Mangel und Hungersnot zur Folge haben müsste. Oder es könnte sich ereignen, dass von einer Ware zu wenig verbraucht wird und der überschießende Rest verdirbt. Beständige regelnde Eingriffe der Behörde in den Konsum sind so- [93] mit unentbehrlich. *Damit hört jede Spur von persönlicher Freiheit auf.*

Aber das ist noch nicht alles. Die Behörde darf natürlich nicht anders verfahren als nach dem Grundsatz: gleiches Recht für alle. Folglich muss sie jedem das gleiche Arbeitsquantum, die gleiche Zahl Arbeitsstunden auferlegen und ihm auch den gleichen Konsum zuteilen. Einer darf nur genau dasselbe und davon genau ebenso viel bekommen wie der andere. Damit wäre dann *jede persönliche Individualität ausgelöscht*, alle persönlichen Unterschiede verschwänden, alles würde in einer öden und grauen Gleichmacherei untergetaucht.

Das sind die Vorwürfe, mit denen man seit Jahrzehnten vor dem sozialistischen „Zukunftsstaat“ graulich macht: es werde in ihm jede Spur von persönlicher Freiheit und zugleich auch jede Spur persönlicher Eigenart ausgemerzt sein, damit natürlich auch jeder persönliche Unternehmungsgeist, jedes persönliche Vorwärtstreben, was auf die Dauer überhaupt alle menschliche Tätigkeit lahmlegen müsste.

Mit diesen Vorwürfen müssen wir uns auseinandersetzen. Was hat der wissenschaftliche Sozialismus auf sie zu erwidern?

Wollten die Sozialisten boshaft sein, so könnten sie ihren Gegnern einfach antworten: selbst wenn es so wäre, hätte die Arbeiterschaft nichts dabei zu verlieren; denn alle die Gräuel, die ihr in den sozialistischen „Zukunftsstaat“ hineindichtet, sind im kapitalistischen Gegenwartsstaat *für die Arbeiter* schon vorhanden! Lasst doch einmal sehen!

Es wird keine freie Wahl des Berufes und der Arbeitsstätte geben. – Aber wer hat denn die heute? Nur die Handvoll Menschen, die bei der Wahl ihrer Eltern sehr vorsichtig gewesen sind. Alle anderen, bis in die Kreise der Wohlhabenden hinein, müssen bei der Berufswahl vor allen Dingen danach fragen, ob sie dabei ihren Lebensunterhalt finden. Der Arbeitersohn aber mag die glänzendsten Anlagen haben, sie verkümmern, weil kein Geld da ist, sie auszubilden, und er muss Steine klopfen oder Kohlen karren, wie sein Vater. Freie

Berufswahl existiert für ihn nicht. Ebenso wenig kann er die Arbeitsstätte nach Belieben wählen. Meist muss er froh sein, überhaupt irgendwo Beschäftigung zu finden.

Aber die *freie Wahl des Konsums, des Lebensgenusses*? – Ach du liebe Zeit! Der Durchschnittsarbeiter mag den innigsten Wunsch haben nach gutem Braten und Wein, nach Theater und Konzerten, nach Reisen zur Er- [94] holung und Belehrung, nichts davon steht ihm zur Verfügung. Sein Konsum ist schon lange „rationiert“ durch die Schmalheit seines Geldbeutels, er braucht sich vor dem „Zukunftsstaat“ nicht zu fürchten.

Das *Erbrecht ist aufgehoben!* – Sicher eine niederschmetternde Aussicht für den Arbeiter, da doch zu den größten Sorgen seiner Gegenwart offenbar die Sorge gehört, seine Gelder auf seine Kinder zu vererben.

Die *Arbeitszeit der Gattin* wird vielleicht nicht mit der des Gatten zusammenfallen, sie werden sich vielleicht tage- und wochenlang nicht sehen. Die Herren, die das geschrieben haben, haben offenbar keine Ahnung davon, dass dies für Zehntausende von Arbeitern schon lange zutrifft. Auch hier also würde für die Arbeiter, d. h. für die große Masse der Menschen keine Verschlimmerung eintreten, selbst wenn der „Zukunftsstaat“ so wäre, wie die Gegner ihn schildern.

Klagen solcher Art sind ganz offenbar *bürgerliche* Klagen, d. h. sie berühren nur die ganz wenigen Menschen, denen es heute besser geht und die fürchten, durch den Sozialismus das zu verlieren, was sie vor der großen Masse ihrer Menschenbrüder voraushaben. Bemerkenswert ist aber, dass die Herren, die sich da bemüht haben, alle erdenklichen Schrecken in den „Zukunftsstaat“ hineinzudichten, mit dem Aufgebot ihrer ganzen Phantasie nichts Schlimmeres haben erfinden können, als was für die Masse des Proletariats im kapitalistischen Gegenwartsstaat schon besteht!

Jedoch brauchen wir uns mit dieser ausweichenden Antwort nicht zu begnügen. Wir können vielmehr die Gegenfrage stellen. All jene schauerlichen Folgen sollen angeblich eintreten, wenn der Profit beseitigt wird. Gut. Geben wir nach. Gestehen wir zerknirscht, dass wir so Fürchterliches nicht verantworten können und deshalb von unseren Bestrebungen ablassen wollen. Am Profit soll nicht gerührt werden, er soll weiter bestehen. *Was wird denn dann?*

Das ist nun eine Frage, zu der wir kein Raten und Dichten, keine Phantasie brauchen, sondern die wir aus den Tatsachen der Gegenwart mit voller Klarheit und Gewissheit beantworten können.

In der „Kölnischen Volkszeitung“ – einem führenden Blatte der Zentrumsparlei, die allem Sozialismus und Kommunismus entschieden feindlich gegenübersteht – erschien im [95] Januar 1907 eine nationalökonomische Plauderei, der folgende Zeilen entnommen sind:

„Das Vermögen des französischen Hauses Rothschild beziffert sich heute auf 10 Milliarden Franken. Was diese Summe heißen will, kann man ermessen, wenn man bedenkt, dass der Nationalreichtum ganz Frankreichs auf 200 Milliarden geschätzt wird, so dass also das Haus ein Zwanzigstel davon in seinen Händen hat. Jährlich fließt ein Zwanzigstel der Gewinne aus Handel und Industrie in die Taschen dieser einen Familie.

Das war der Stand der Dinge in jenem Augenblick. Da nun die Rothschilds nicht die einzige schwerreiche Familie in Frankreich sind, da es neben ihr wohl noch ein paar Dutzend ähnlicher Nabob-Häuser katholischer, protestantischer und jüdischer Konfession gibt, so kann man sich leicht vorstellen, dass im Besitz dieser paar hundert Personen schlechterdings *das ganze in Frankreich vorhandene Vermögen* sich befindet, so dass für die anderen 35 oder 36 Millionen Franzosen nichts mehr übrigbleibt. Noch weit wichtiger sind aber die folgenden Zeilen:

„Zu diesem enormen Reichtum ist das von Jakob Rothschild nach Paris mitgebrachte Vermögen von 800 000 Mark in weniger denn 90 Jahren angewachsen ... Und was wird die Zukunft der Dynastie des roten Schildes bringen? Unzweifelhaft wird das Glück weiterwachsen. ‚Mein Vater hinterließ mir eine Milliarde‘, sagte der alte Baron Alfons einige Tage vor seinem Tode, ‚und ich hinterlasse meinem Sohn 10 Milliarden.‘ Und diese Vermehrung des Reichtums war die Frucht von wenig über 36 Jahren. In der Annahme des gleichen Wachstums für die Zukunft kann man wohl zu der Vorstellung gelangen, dass die Zeit kommen mag, wo das eine Geschlecht *das ganze französische Nationalvermögen an sich gebracht* haben wird ... Die Nationalökonomien sehen ratlos der Tatsache zu, wie die kleinen Vermögen von den großen aufgesaugt werden, gleichwie ein Magnet das Eisen anzieht, das in seine Nähe kommt ... Die Anhäufung ungeheurer Vermögensmassen in einer Hand ist unter den bedenklichen sozialpolitischen Erscheinungen der Gegenwart die bedenklichste.“

Dass diese Prophezeiung durchaus nichts Übertriebenes, nichts Verstiegenes enthält, sondern aus der Wirklichkeit geschöpft ist, lehrt die Tatsache, dass die Rothschilds noch lange nicht die reichsten Kapitalherren der Welt sind. So erzählt derselbe Aufsatz von dem amerikanischen „Petroleumkönig“ Rockefeller, er habe im Jahre 1906 ein Einkommen von nicht weniger als 240 Millionen Mark gehabt, und es wird gleich ausgerechnet, dass dies pro Tag 660 000 Mark, pro Stunde 27 500, pro Minute 460 [96] Mark ausmacht. Und von einem anderen Amerikaner, dem Milliardär Morgan, wusste das New-Yorker Wallstreet Journal“ im Juni 1911 zu berichten, dass die Vermögenswerte, über die er verfügte, das Sümchen von rund 1000 Millionen Dollar = 25 Milliarden Mark umfassten.

Aber vielleicht sind wir in Europa noch nicht so weit? – Das wäre an sich gleichgültig. Denn worauf es ankommt, ist ja gerade, dass dieser ungeheure Zusammenfluss von Vermögen in einzelnen Händen – so dass für die anderen zuletzt nichts übrigbleibt – auf dem Wege des *Profits* vor sich geht. Jedes Jahr und jedes Jahr strömen neue Werte in gewaltigen Massen den Kapitalherren zu. Bleibt es bei der Profitwirtschaft, so müssen wir also früher oder später auch in Europa zu amerikanischen Zuständen kommen. Aber so sehr weit sind wir auch gar nicht mehr davon entfernt. Man denke an die riesigen Konzerne der Deutschen Bank, der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, des Stahlwerkverbandes usw. Bekannt ist auch der Ausspruch Walter Rathenaus, wonach schon im Jahre 1910 „die wirtschaftlichen Geschicke des europäischen Kontinents von nur 300 Männern geleitet werden, von denen jeder jeden kennt.“

Hier haben wir das lebenswahre Bild der Zustände, in die wir kommen müssen, wenn die kapitalistische Profitwirtschaft ungestört sich in den Bahnen weiterentwickelt, die sie eingeschlagen hat. Das Kapital, das heute schon nur noch einigen hundert oder tausend Menschen gehört, sammelt sich in immer weniger Händen. Diese paar Kapitalherren gelangen dadurch in den Besitz märchenhafter Reichtümer und werden zugleich *unbedingte Herren über die ganze wirtschaftliche Existenz aller übrigen Menschen*, denen sie Lebensweise, Arbeit und Konsum in der unerträglichsten Weise zumessen. Für den Betrieb ihrer Geschäfte brauchen sie dann einen Stab von Beamten, Technikern, Werkführern usw., kurz einen industriellen Mittelstand, die sie materiell einigermaßen erträglich stellen werden, die aber auch nicht eine Spur persönlicher Freiheit genießen werden, schon weil ihre Zahl nicht eben groß sein wird und weil sie in beständiger Angst leben müssen, durch ein Stirnrunzeln ihrer Herren ins Proletariat hinabgestoßen zu werden. Und darunter die große wimmelnde Masse des Proletariats, noch zahlreicher als heute, weil alle im kapitalistischen Konkurrenzkampf zerbrochenen Existenzen hineingeschleudert sein werden – unter ihnen so mancher, der heute noch zu den Besitzenden gehört – und für die zu der unbedingten Ab- [97] hängigkeit im Wirtschaftsleben noch der Mangel, das nackte Elend, die Schrecken der Arbeitslosigkeit kommen.

So wird der *kapitalistische* Zukunftsstaat aussehen, dem wir in nicht ferner Zeit gegenüberstehen müssen, wenn nicht beizeiten Vorsorge dagegen getroffen wird.

Und so stehen wir vor dem Dilemma: entweder der Profit wird beseitigt – dann kommt der scheußliche sozialdemokratische Zukunftsstaat; oder er wird nicht beseitigt – dann kommt der mindestens ebenso scheußliche kapitalistische Zukunftsstaat. Gibt es da keinen Ausweg?

10. Der „Zukunftsstaat“ II.

Wenn so die Aussichten für die Zukunft nach allen Seiten Hin verzweifelt erscheinen, lohnt es wohl der Mühe, der Frage näher zu treten, ob die furchtbaren Konsequenzen, welche die Gegner des Sozialismus für den Fall der Beseitigung des Profits prophezeien, wirklich unausweichlich sind.

Das heißt, wohlverstanden, wir wollen nicht etwa untersuchen, wie der „Zukunftsstaat“ aussehen wird – das kann niemand wissen, es wäre auch ganz unwissenschaftlich. Sondern wir wollen nur untersuchen, ob die Schlüsse, die die Gegner ziehen, sich mit *Notwendigkeit* aus den Voraussetzungen und Forderungen des wissenschaftlichen Sozialismus ergeben, oder ob nicht auch andere Schlüsse daraus gezogen werden können.

Die Haupt- und Grundforderung alles Sozialismus ist die *sozialistische Produktion*. Diese schließt in sich eine Produktion *ohne Profit, ohne Privateigentum an Produktionsmitteln* und, folglich, eine Wirtschaftsordnung ohne Verkauf. Das ist es, was der Sozialismus verwirklichen will.

Rufen wir uns nun noch einmal den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung, so wie wir ihn kennen gelernt haben, ins Gedächtnis zurück. Es ergab sich folgende Reihe:

- Eigenproduktion;
- Teilung der Arbeit – Handwerk;
- Einfache Kooperation;
- Manufaktur;
- Neue Teilung der Arbeit
- Maschine – Großindustrie;
- Vergrößerung der Einzelbetriebe;
- Zusammenschluss der Einzelbetriebe – Ringe, Kartelle;
- Arbeitsteilung unter den Betrieben – Syndikate;
- Verschmelzung der Betriebe – Fusion, Konzerne, Trusts;
- Endlich, als bisher höchste Form, gemischte Betriebe.

Hinter all dem steckt, wie wir bereits erkannt haben, die *Vergesellschaftung der Arbeit*. Es sind nicht die Sozialdemokraten oder Kommunisten, die sie zur Anwendung bringen [99] und immer weitertreiben, sondern gerade die Leute, die seit Jahrhunderten allein maßgebend waren in der Produktion, nämlich die kapitalistischen Unternehmer. Sie haben seit der einfachen Kooperation, das heißt seit rund 450 Jahren, alle jene Maßnahmen vorgenommen, die die Produktion seit dem Ausgang des Mittelalters so total umgewälzt haben, weil dies das einzige Mittel war, um die Produktion zu steigern. Und zwar geschah dies nicht etwa unbewusst, sondern die kapitalistischen Leiter der Produktion sind sich durchaus darüber im Klaren, dass das, was wir die „Vergesellschaftung der Arbeit“ genannt haben, geschehen muss, wenn die Produktivität wachsen soll. Ein so ausgesprochenes Unternehmerblatt wie die *Kölnische Zeitung* machte z. B. im Dezember 1909 der damaligen preußischen Regierung heftige Vorwürfe, dass sie die Schwierigkeiten im Kalibergbau verschuldet habe, und schrieb bei dieser Gelegenheit:

„Hätte man schon frühzeitig die völlige Verschmelzung der einzelnen Werke ermöglicht, so würde man jetzt mit einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Werken mit höchster wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit zu rechnen haben. Die Entwicklung hätte sich dann aller Wahrscheinlichkeit nach in ganz ähnlicher Weise vollzogen wie auch beim Kohlenbergbau und in anderen Industriezweigen ... Die Arbeit, die jetzt von mehr als 50 und in einigen Jahren vielleicht von 100 Kaliunternehmungen geleistet wird, könnte ebenso

wohl von einem Dutzend Werke mit weit besserem Erfolg geleistet werden ... Es ergibt sich also, dass man in der Kaliindustrie in höchst unwirtschaftlicher Weise ein im Verhältnis zur Leistung viel zu großes Kapital angelegt hat.“

Die Kapitalisten wissen also ganz genau, dass durch die immer weitergehende Vergesellschaftung der Arbeit ihre Produktivität immer mehr gesteigert wird – und *sie handeln danach!* Da sie nun auf der andern Seite durch das stets wachsende Bedürfnis – ausgedrückt in der Konkurrenz – unaufhörlich gedrängt werden, so versteht es sich einfach von selbst, dass sie auf der betretenen Bahn immer weiter fortschreiten werden. Da gibt es kein Halten. Was für die Kali-Industrie gilt, das gilt genau ebenso im Bergbau, in der Eisenindustrie, kurz in *allen* Industrien.

Und nun braucht man sich bloß vorzustellen, dass diese selbe von den Kapitalisten „gemachte“ Entwicklung weiter geht, dann muss notwendig einmal der Zeitpunkt eintreten, wo in der gleichen Art, wie jetzt in den gemischten Werken Betriebe ver- [100] schiedener Branchen vereinigt sind, die verschiedenen Branchen und *die sämtlichen Betriebe eines ganzen Landes miteinander verbunden* sind. Dann aber ist ein wesentliches Stück der sozialistischen Produktion schon verwirklicht, nämlich die *Planmäßigkeit* der Produktion. Verwirklicht ohne Zutun der Sozialisten, durch die Kapitalisten selbst, aus der Notwendigkeit heraus, die Arbeit immer produktiver zu machen. Auch Verkauf gibt's dann nicht mehr innerhalb der Produktion, wie ja auch heute schon innerhalb eines gemischten Werkes die eine Abteilung ihre Produkte nicht an die andere verkauft, sondern von vornherein für deren Bedürfnisse arbeitet.

Jedoch auch vor den Landesgrenzen wird das Kapital nicht Halt machen bei dieser Entwicklung. Es hat sie vielmehr längst überschritten. *Liefmann* gibt davon das folgende anschauliche Bild aus der Petroleumindustrie. Um dem amerikanischen und russischen Petroleum, das bis dahin die westeuropäischen Länder allein versorgt hatte, Konkurrenz zu machen, gründete die Deutsche Bank zusammen mit einer Wiener Bank ums Jahr 1898 eine große Produktionsunternehmung in Rumänien, die sog. Steaua Romana, und für den Vertrieb des rumänischen Petroleums wurden von der Deutschen Bank zusammen mit der Steaua je eine Aktiengesellschaft in Deutschland, England, Dänemark, Holland und der Schweiz gegründet. Ihnen schlossen sich bald auch die großen russischen Petroleumproduzenten an, und man gründete in Deutschland wie in England gemeinsame Verkaufsgesellschaften, 1906 fand man es vorteilhafter, die englische und deutsche Gesellschaft, deren jede also schon eine Reihe von Untergesellschaften hatte, zu einer gemeinsamen europäischen Gesellschaft zu vereinigen. Zweck dieses riesigen Zusammenschlusses war der Konkurrenzkampf gegen die amerikanische Gesellschaft, die bekannte Standard Oil Company, die ja ihrerseits ein gewaltiger Trust ist, der rund 90 Prozent der amerikanischen Petroleumproduktion in Händen hat. Zum Kampfe aber kam es nicht. Vielmehr verständigte man sich 1907 auch mit den Amerikanern, und so sind nun Kapitalisten aus Österreich, Deutschland, Holland, Amerika, Frankreich, Russland zu einem einzigen, die ganze Erde umspannenden Trust zusammengeballt, der in allen Ländern der Welt die Produktion und den Verkauf des Petroleums organisiert und geregelt hat. Was da noch an Petroleum übrig ist, wird von anderen, kleineren Gesellschaften in derselben Weise zu organisieren gesucht. Die Organisation der Petroleumindustrie und des Petroleumhandels sind ohne Zweifel das [101] Höchste, was bisher in Bezug auf die Weltorganisation eines Gewerbes auf die Weltversorgung mit einem Gebrauchsgegenstande geleistet ist.

Da die Kapitalisten auch in den anderen Gewerben in derselben Richtung tätig sind, so muss notwendig einmal die Zeit kommen, wo *die Produktion der ganzen Welt planmäßig geregelt ist*. Aber lediglich im Interesse und zum Vorteil weniger Privatpersonen, dagegen

zum Schaden all derer, die sonst von der Produktion und dem Vertrieb dieser Ware lebten, zum Schaden all derer, die noch darin tätig bleiben, zum Schaden auch der Konsumenten. Mit anderen Worten; durch den Trust werden eine Handvoll Großkapitalisten enorm bereichert, es wird ihnen zugleich eine ungeheure Macht in die Hände gespielt; aber ihre Bereicherung wird bezahlt von den Konsumenten wie von den Produzenten, indes zugleich Konsumenten wie Produzenten in eine drückende Abhängigkeit von ihnen geraten.

Dies ist in Deutschland noch nicht so deutlich sichtbar wie in Amerika, wo ja die Entwicklung der Trusts schon viel weiter gediehen ist als bei uns. Lassen wir uns deshalb über die Tatsachen unterrichten, die in Amerika vorliegen.

Was zunächst die Bereicherung betrifft: nach einer Berechnung im Aprilheft 1910 der „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ zog damals die Standard Oil Company allein aus Deutschland alljährlich einen Reingewinn von 40 bis 45 Millionen Mark. Wer aber ist die Standard Oil Company? Nach Liefmann kommen eigentlich nur drei Personen in Betracht: der vielgenannte Rockefeller, der jetzt verstorbene Henry Rogers und James Stilmann. Daher erklärt es sich denn, dass die Kölnische Volkszeitung die Einnahmen, die Rockefeller allein in dem einen Jahre 1906 gehabt hat, auf über 240 Millionen Mark berechnen konnte. Im Jahre 1907 soll der Reingewinn des Petroleumtrusts etwa 350 Millionen Mark betragen haben. – Der amerikanische Stahltrust (an dem auch wieder Rockefeller beteiligt ist) hatte 1907 einen Reingewinn von 680 Millionen Mark, 1908 einen solchen von 400 Millionen Mark.

Diese enormen Summen werden erworben teils durch Überteuering der Konsumenten, teils durch geringe Bezahlung der Arbeiter – so hat der Stahltrust jedem seiner Angestellten und Arbeiter im Jahre 1907 durchschnittlich rund 3000 Mark gezahlt. Das scheint auf den ersten Blick viel zu sein. Aber erstens muss man bedenken, dass dies die Durchschnittssumme ist; das [102] heißt, da die Löhne der hohen und höchsten Angestellten, der Direktoren, Prokuristen usw. hier mit eingerechnet sind, die doch sehr viel mehr bekommen, so ist der Lohn der Arbeiter sehr viel geringer als 3000 Mark. Und zweitens ist in Amerika die Lebenshaltung bedeutend teurer als in Deutschland, sodass 3000 Mark dort vielleicht höchstens so viel sind wie 2000 Mark hier vor dem Weltkrieg waren.

Hauptsächlich jedoch werden die gewaltigen Profite der Trusts wohl auf dem regulären Wege erzielt, d. h. durch Verbilligung der Produktion. Immer wieder zeigt es sich, dass durch jede Vereinigung von Arbeitern die Produktivität ihrer Arbeit steigt. Da kann rationeller produziert, da können die vorhandenen Anlagen voll ausgenutzt werden usw. Nur leider setzt sich das für die Arbeiter und Angestellten um in Entlassung und Brotlosigkeit. So hat z. B. der Whiskytrust von 80 Fabriken sofort 68 geschlossen und in den übrigen zwölf den ganzen Bedarf produziert. Die Arbeiter und Angestellten der 68 Fabriken lagen auf der Straße. Es fällt bei dem einheitlichen Verkauf das ganze Reklamewesen fort und damit alle, die davon lebten. Es fallen die Reisenden und Agenten fort usw. Alles, was sie früher bekamen, fließt nun in die Kassen der wenigen Großkapitalisten, die den Trust besitzen. Wie wenige das sind, sahen wir schon beim Petroleumtrust. Von den amerikanischen Eisenbahnen hat eine amtliche Statistik 1910 festgestellt, dass drei Viertel der gesamten Eisenbahnen des ungeheuren Landes 93 Personen gehören!

Damit ballt sich nun – und das ist vielleicht das Schlimmste in den Händen dieser wenigen Personen eine *ungeheure* Macht zusammen. Direkt von ihnen abhängig sind die Angestellten und Arbeiter, und das sind ganze Armeen. Der Stahltrust z. B. beschäftigte, wie bereits erwähnt, schon 1907 mehr als 210 000 Personen. Ziemlich direkt abhängig sind auch die Konsumenten. Gegen Preiserhöhungen sind sie so gut wie machtlos. Aber machtlos ist den Trusts gegenüber auch die Staatsgewalt. Auch nur die ärgsten Missbräuche bei der

Gründung und Verwaltung der großen Unternehmungen und die Ausbeutung der kleineren Aktionäre und Kapitalisten einigermaßen zu hindern, ist noch nicht gelungen. „Zu einem erheblichen Teil“, schreibt Liefmann, „liegt das daran, dass diese großen Kapitalisten in den einzelnen Staaten die politische Macht in Händen haben und die Gesetzgebung zu ihrem Gunsten beeinflussen können.“ Er sieht freilich nicht, dass dies kein Zufall, sondern mit dem Besitz und maßgebenden Einfluss in fast der gesamten Produktion des Landes notwendig verbunden ist. Und so müssen wir denn auf [103] diesem Wege in einen Zustand gelangen, wo das ganze wirtschaftliche, soziale und politische Leben der Vereinigten Staaten von diesen paar Dutzend reicher Personen unmittelbar beherrscht werden wird: ein kapitalistischer „Zukunftsstaat“, wie ihn Eugen Richters Phantasie nicht grauslicher hätte ausdenken können.

Und in Deutschland? – Nun, die deutschen Arbeiter wissen von ihrer Abhängigkeit vom Großkapital ein Liedchen zu singen. Man lese Emil Rosenows prachtvolles Drama „Die im Schatten leben.“ Da kann man sehen, wie die Arbeiter solch großer vertrusteter Betriebe im Ruhrgebiet schon längst keine Spur persönlicher Freiheit mehr besitzen; vielmehr werden ihnen von der Werksleitung bis ins persönlichste Privatleben hinein Vorschriften gemacht: wo sie wohnen müssen, wer bei ihnen wohnen darf, wann sie abends zu Hause sein müssen, wie lange sie in ihren Zimmern Licht brennen dürfen usw. Großes Aufsehen erregte vor ein paar Jahren die Nachricht, dass ein Bergmann gezwungen wurde, seinen eigenen Sohn aus der Wohnung zu weisen, weil dieser nicht mehr auf dem Werk arbeitete! Es ist also bereits jener Zustand vorhanden, den Naumann einmal treffend als „*Fabrikfeudalismus*“ bezeichnete.

Angesichts dieser Tatsache steht die Aufgabe klar vor Augen, die gelöst werden muss. Sie lautet: wie können wir die Vorteile der Trusts, die enge Verbindung und planmäßige Regelung der Produktion über den ganzen Erdball, beibehalten, und doch ihre Nachteile, die Ausbeutung und Knechtung der gesamten Menschheit zu Gunsten einer Handvoll Großkapitalisten, loswerden?

Das Mittel dazu ist die *Enteignung des Kapitals*. Die aber werden die Kapitalisten ganz gewiss nicht von selbst vollziehen. Wenigstens die letzten und größten Kapitalisten nicht. Freilich gehen auf dem Wege dieser Entwicklung viele Kapitalisten zu Grunde und ihre Zahl wird immer kleiner. Aber die Macht der übrigbleibenden wird eben dadurch immer größer. Noch aber kennen wir in der Geschichte kein Beispiel, dass eine besitzende Klasse eine so ungeheure Macht freiwillig hergegeben habe. Immer waren es die Herrschenden selbst, die im eigenen Interesse die Produktivkraft der Arbeit steigerten und dadurch die Produktionsweise unaufhörlich umwälzten. Aber die Umwälzung der *Gesellschaftsordnung*, die sich daraus als notwendige Folge ergab, wurde nicht von ihnen vollbracht. Im Gegenteil, der widersetzen sie sich mit all ihrer Macht, sie musste ihnen durch schweren Kampf abgerungen werden, durch den Klassenkampf der bis dahin beherrschten, besitzlosen Klasse. [104]

So wird es wohl auch diesmal wieder gehen. Die Zeit ist vielleicht gar nicht mehr so fern, wo die Planmäßigkeit der Produktion und damit die Ausschaltung vieler Einzelkapitalisten auf die Spitze getrieben sein wird. Aber die wenigen Riesenkapitalisten, die es dann noch geben wird, werden im Traum nicht daran denken, ihr Privateigentum an Produktionsmitteln freiwillig herauszugeben. Es wird dann die letzte, entscheidende, unsagbar schwere Epoche des proletarischen Klassenkampfes beginnen.

Nehmen wir nun an, dass die Enteignung durchgeführt sei, so haben wir die *sozialistische Produktion*. Sie ist nichts anderes, als die Arbeitsweise eines modernen Riesenbetriebes auf den Umfang der ganzen Gesellschaft übertragen.

Da wir nun wissen, dass durch jeden weiteren Schritt zur Vergesellschaftung der Arbeit die Produktivität wächst, so wird dann die Produktivität der Arbeit gegen heute in einem Maße gesteigert sein, das wir uns jetzt nicht einmal im Traum vorzustellen vermögen. Das ist keine Utopie, keine Zukunftsmusik, sondern ein streng wissenschaftlicher Schluss. Die Tatsachen lassen keinen andern zu. Es ist einer der überaus seltenen Fälle, in denen man sozialwissenschaftlich mit derselben Sicherheit Schlüsse für die Zukunft ziehen kann, wie in der Astronomie und in der Mathematik. Hier kann man wirklich einmal sagen: es wird so sein.

Eine derartig gesteigerte Produktivität wird im Stande sein, alle nur irgend erdenklichen Bedürfnisse – die dann hoffentlich ebenfalls viel größer sein werden als heute – zu befriedigen. Denn die Kultur zeigt sich vor allem in dem, was die Menschen verbrauchen. Geringer Konsum ist ein Zeichen von Unkultur. Die Produktivität muss so hoch gesteigert werden, dass sie alle, selbst die heute als überflüssig erscheinenden Bedürfnisse, nicht nur zu befriedigen, sondern sogar reichlich zu befriedigen vermag. Und dies ist möglich auf dem Wege der Vergesellschaftung der Arbeit.

Ist dies erreicht, dann fällt die Notwendigkeit fort, dem Verbrauch des Einzelnen ein anderes Maß zu setzen als *sein Bedürfnis*.

Dies ist ein Punkt von besonderer Bedeutung. Denn in den meisten Köpfen spukt die Vorstellung von dem „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“, das der Sozialismus angeblich verwirklichen soll, oder von dem Grundsatz: „für gleiche Arbeit gleichen Lohn“. Das erstere ist überhaupt Unsinn, da es den „Arbeitsertrag“ eines Einzelnen gar nicht gibt, sintemalen schon heute – [105] geschweige denn in einem sozialistischen Gemeinwesen – jedes Produkt der Arbeitsertrag sehr vieler Menschen ist, ohne dass sich feststellen ließe, wieviel der eine und wieviel der andere dazu beigetragen hat. Der zweite Grundsatz aber schlägt allem Sozialismus ins Gesicht. Der Sozialismus erstrebt einen Zustand, in welchem es *überhaupt keinen Lohn gibt*, weder gleichen noch ungleichen, weder „gerechten“ noch „ungerechten“. Was sollen die Arbeiter wohl auch mit einem in Geld ausgezahlten Lohn machen, da es doch keine Waren zu kaufen gibt! Der Gedanke, dass das, was der Einzelne genießt, irgendwie nach dem bemessen wird, was er arbeitet, ist unsozialistisch und muss fallen gelassen werden. Ist für alle reichlich da – und dies ist die erste Voraussetzung eines sozialistischen Gemeinwesens – dann liegt gar kein Anlass für solche Beschränkung mehr vor. Denn der Zweck der Arbeit ist ja gerade, jedem so viel zur Verfügung zu stellen, wie er braucht.

Nun aber kommt noch ein wichtiger Punkt, der ernsteste Beachtung heischt: *wer bestimmt die Art und Größe des Bedürfnisses?* Wenn irgendjemand das Recht und die Macht hätte, dem Einzelnen vorzuschreiben, was und wieviel er verbrauchen darf, dann wäre allerdings von persönlicher Freiheit keine Rede. Dann hätten diejenigen Recht, die den Sozialismus einen „Zuchthausstaat“ schelten.

Aber ist denn das nötig? Wenn es doch für alle reicht, und wenn insbesondere jeder sicher ist, täglich auf's Neue alles vorzufinden, was er haben will, dann braucht man wirklich nicht zu fürchten, dass die Menschen aus purem Mutwillen prassen und verschwenden werden. Wer sich einmal den Magen verdorben hat, wird sich späterhin immer nur satt essen, und soviel soll ihm doch gegönnt sein. Wir können es also getrost aussprechen, dass Art und Maß seiner Bedürfnisse *jeder selbst* bestimmt, und wir können getrost den Satz „Jedem nach seinen Bedürfnissen“ als Grundlage des Konsums im sozialistischen Gemeinwesen dahin erläutern: „*Jeder bekommt, was er haben will.*“ – Man kann sich die Organisation so vorstellen, dass ein Beruf, der dem des heutigen Kaufmanns entspricht, für Ermittlung des Bedarfs sorgt, sodann für die Anfertigung der Güter in benötigter Menge und Qualität, weiterhin für

ihren Transport nach all den Orten, wo sie gebraucht werden, für ihre Aufspeicherung und Verwaltung in Lagerhäusern und endlich für ihre Zustellung nach Wunsch der einzelnen Konsumenten. Erst wenn dieser Grundsatz durchgeführt ist: „Jeder konsumiert, was, wie, wo er will“, haben wir die Vor- [106] aussetzung wirklicher persönlicher Freiheit geschaffen. Denn erst dann, wenn jedem einzelnen der Lebensunterhalt auf alle Fälle gesichert ist, erst dann kann er *seinen Beruf frei wählen*. Es wird heute meist vergessen, welche ungeheure wichtige Rolle in Sachen der persönlichen Freiheit die Berufswahl spielt. Der Beruf, die Arbeit füllt das ganze Leben aus; er gibt ihm den eigentlichen Inhalt. Können wir einen Menschen „frei“ nennen, der nicht in der Lage ist, bei der Wahl seines Berufs einzig und allein nach seinen persönlichen Fähigkeiten, Anlagen, Neigungen zu entscheiden und sich dadurch einen Arbeitsplatz zu sichern, wo ihm die Arbeit Freude macht und wo er infolgedessen Tüchtiges leistet? In solcher Lage aber befinden sich heute – nach der Revolution so gut wie vor ihr – nur verschwindend wenige, nämlich nur diejenigen, die sehr reiche Eltern haben. Alle anderen, und das gilt nicht nur für die eigentlichen Proletarier, nicht nur für den Mittelstand, sondern bis hinauf zu den mäßig Reichen, müssen vor allen Dingen darauf Rücksicht nehmen, ob sie mit dem erwählten Beruf auch ihr Brot verdienen können. Für die Proletarier aber, d. h. für nahezu die Gesamtheit der Menschen, entscheidet ausschließlich diese äußere Rücksicht; für sie kommen persönliche Wünsche und Befähigungen überhaupt nicht in Betracht. Durch die Armut der Eltern werden sie zumeist in Berufe und an Arbeitsstätten gezwungen, die ihnen das Leben zur Last und Qual machen. Wollen wir die Menschen befreien, so müssen wir sie *bei der Arbeit* frei machen, und das geschieht durch den Sozialismus, indem er ihnen die Sicherheit des Lebensunterhalts auf alle Fälle garantiert.

Haben wir aber erst einmal wirklich freie Berufswahl, kann sich erst einmal jeder Mensch der Tätigkeit hingeben, die ihm Lust und Freude macht, dann ist die Arbeit zu dem gemacht, was sie sein soll: wahrer Lebensgenuss. Dann erübrigt sich auch die Sorge, es könnte jemand zu wenig arbeiten. Im Gegenteil, aus der freien Berufswahl ist eine neue starke Steigerung der Produktion und der Ergiebigkeit der Arbeit zu erwarten. Und damit entfällt die Notwendigkeit, die Menschen zur Arbeit anzutreiben. Man kann dann auch bei der Arbeit wirkliche Freiheit walten lassen und den Grundsatz „Jeder nach seinen Fähigkeiten“ ruhig dahin übersetzen: „*Jeder tut, was er will.*“

Und so kämen wir denn zu einem „sozialistischen Zukunftsstaat“, der so ungefähr das gerade Gegenteil dessen wäre, was die Gegner darüber gedichtet haben. Nichts von „Zuchthausstaat“, nichts von „öder Gleichmacherei“. Im Gegenteil, erst auf diesem Wege wird die Unterlage geschaffen, auf der die *Persönlich-* [107] *keit*, die im kapitalistischen Staat infolge der wirtschaftlichen Unzulänglichkeit erdrückt und ausgelöscht wird, sich in ihrer vollen *Freiheit* und *Mannigfaltigkeit* entwickeln kann.

Das sind die Konsequenzen, die sich aus den Voraussetzungen und Forderungen des wissenschaftlichen Sozialismus ergeben, wenn man *richtige* und *logische* Schlüsse zieht. Sie stehen im Einklang damit, dass *die volle und freie Entwicklung der Persönlichkeit* von allen namhaften Vertretern des wissenschaftlichen Sozialismus stets als höchstes Ziel bezeichnet worden ist. Das sei zum Schluss noch an einigen ihrer Aussprüche bewiesen.

Das *Kommunistische Manifest*, verfasst 1847 von *Karl Marx* und *Friedrich Engels* (Ausgabe 1906, S. 38, Schluss von Teil II) gipfelt in dem Satz:

„An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die *freie Entwicklung eines Jeden* die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.“

Im Kapital (Band I, Kap. 22, 3. Volksausgabe 1914, S. 527) sagt Marx, der Kapitalismus erzeugt Produktivkräfte und Produktionsbedingungen,

„welche allein die Basis einer höheren Gesellschaftsform bilden können, deren Grundprinzip die *volle und freie Entwicklung jedes Individuums* ist.“

Desgleichen Marx in seinem Brief über das Gothaer Programm 1875 (Neue Zeit 1890/91 Bd. I S. 566/67);

„Innerhalb der genossenschaftlichen (d. h. sozialistischen), auf Gemeingut an den Produktionsmitteln gegründeten Gesellschaft *tauschen die Produzenten ihre Produkte nicht aus...*“

Dann ist zunächst die Rede von einer Übergangszeit, nämlich von einer „kommunistischen Gesellschaft, wie sie eben aus einer kapitalistischen Gesellschaft hervorgeht; die also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schoß sie herkommt. Demgemäß erhält der einzelne Produzent – nach den Abzügen – exakt zurück, was er ihr gibt. Hierauf entwickelt Marx die Idee, dass etwa ein jeder gegen Bescheinigung der von ihm geleisteten Arbeit ein entsprechendes Quantum Konsumartikel erhalten müsste. Jedoch betont er ausdrücklich, dass dies nur für die Übergangszeit gelten kann, wo „das gleiche Recht [108] noch ganz seine alte bürgerliche Bedeutung hat. Dass dieses „gleiche Recht“ in Wirklichkeit ein ungleiches Recht ist, weist er sofort nach:

„Der Eine ist aber physisch oder geistig dem andern überlegen, liefert also in derselben Zeit mehr Arbeit oder kann während mehr Zeit arbeiten ... Dieses gleiche Recht ... ist daher ein *Recht der Ungleichheit* ... wie alles Recht ... Ferner: ein Arbeiter ist verheiratet, der andere nicht; einer hat mehr Kinder als der andere usw. usw. Bei gleicher Arbeitsleistung und daher gleichem Anteil an dem gesellschaftlichen Konsumtionsfonds erhält also der eine faktisch mehr als der andere, ist der eine reicher als der andere usw. ...“

„Aber diese Missstände sind unvermeidbar *in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft*, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft nach langen Geburtswehen hervorgegangen ist ...“

Später erst kommt das vollendete kommunistische Gemeinwesen, das nach Marx ganz anders aussehen wird:

„In einer *höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft* ... nachdem mit der *allseitigen Entwicklung der Individuen* auch die Produktivkräfte gewachsen sind und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen – erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: *jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!*“ [109]